



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

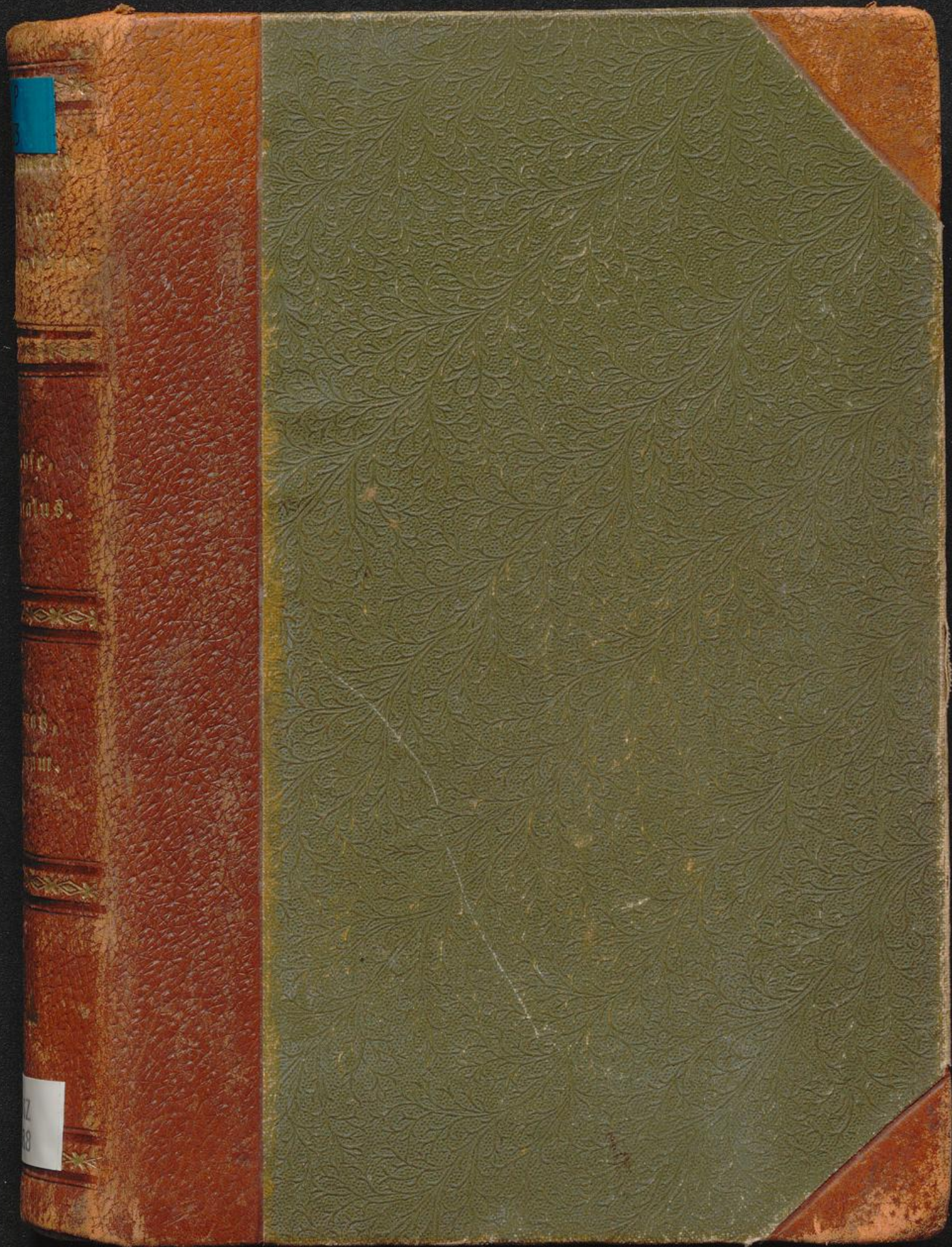
## **Auf der Sonnenseite**

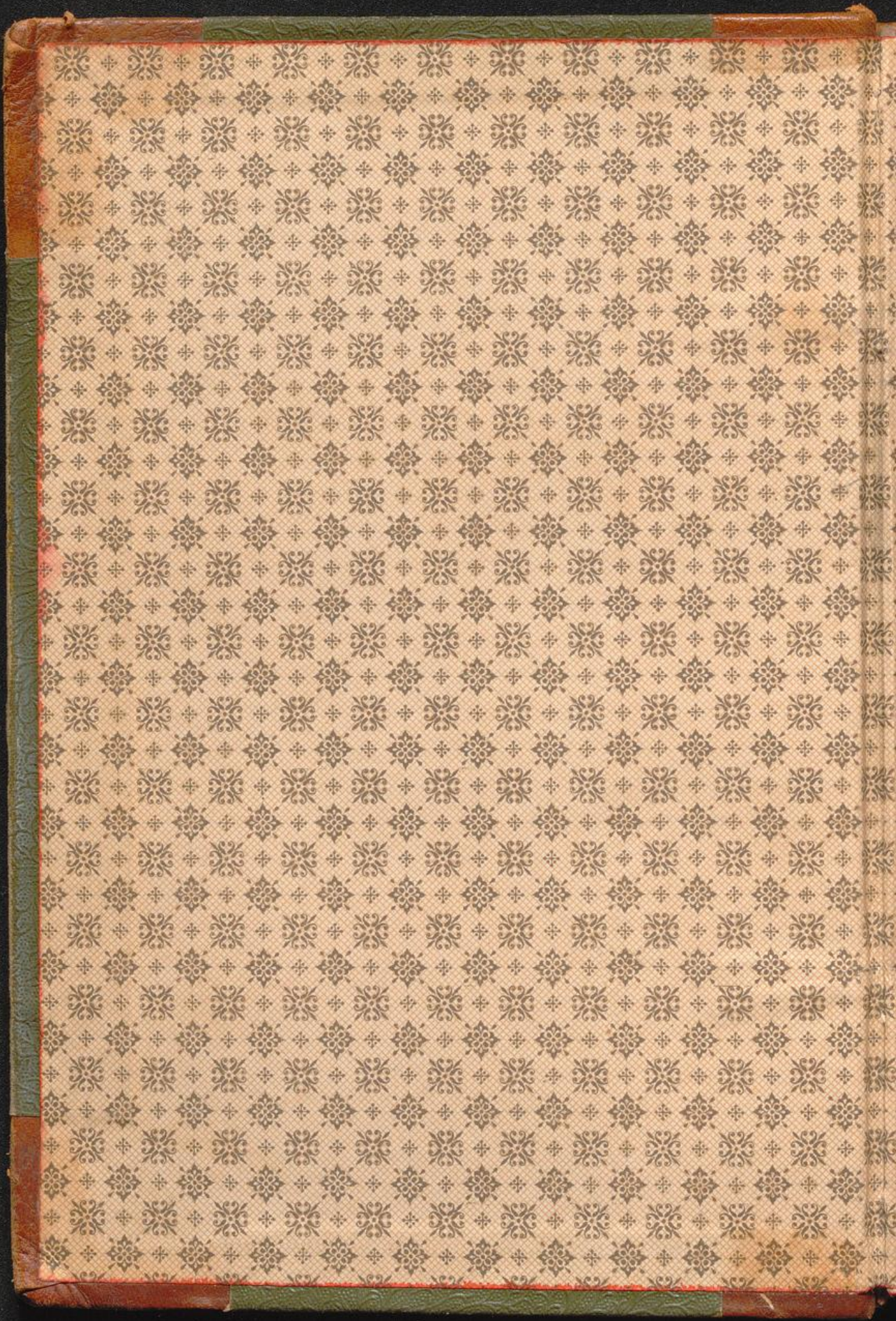
**Muellenbach, Ernst**

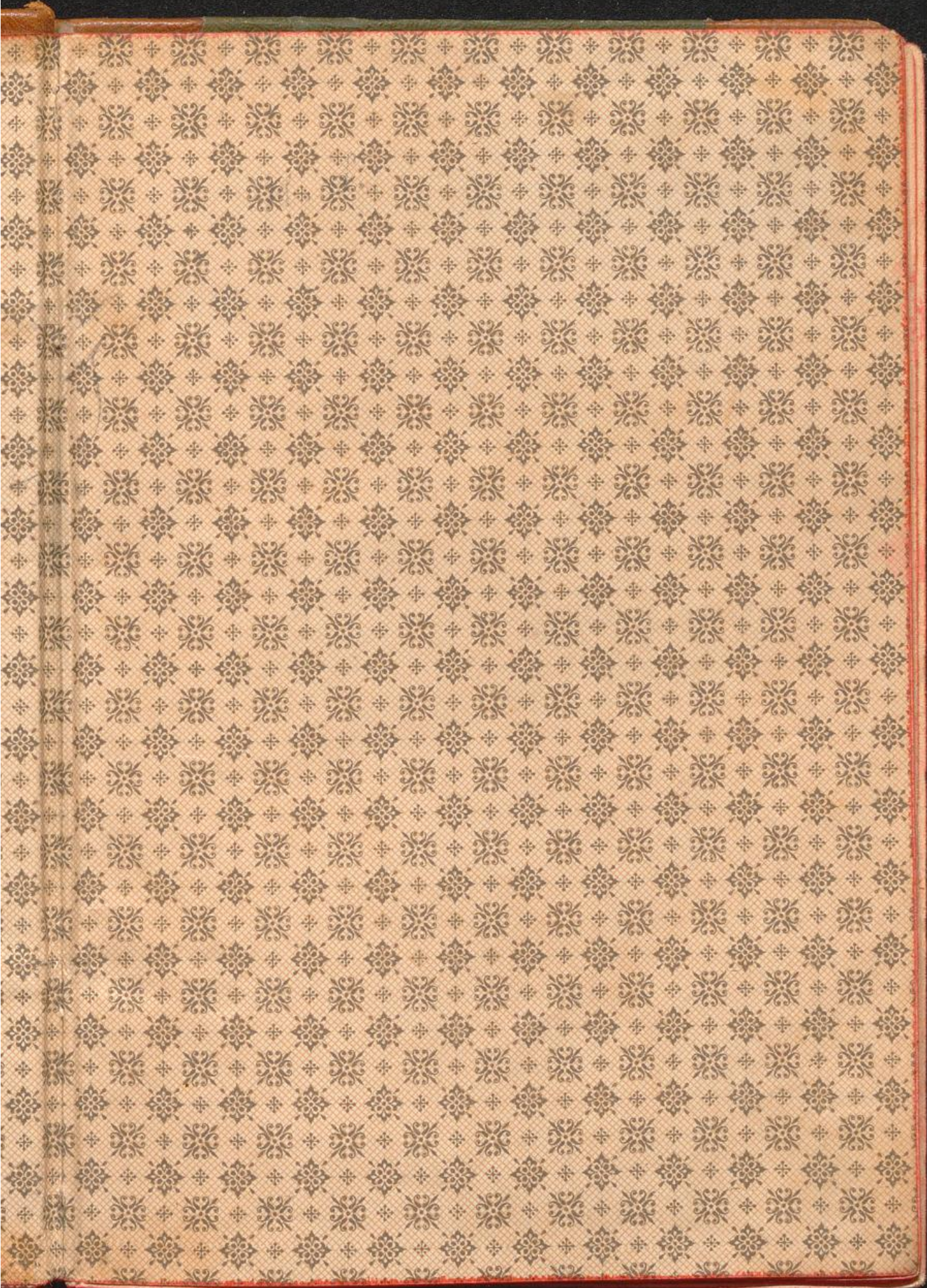
**Leipzig, [1901]**

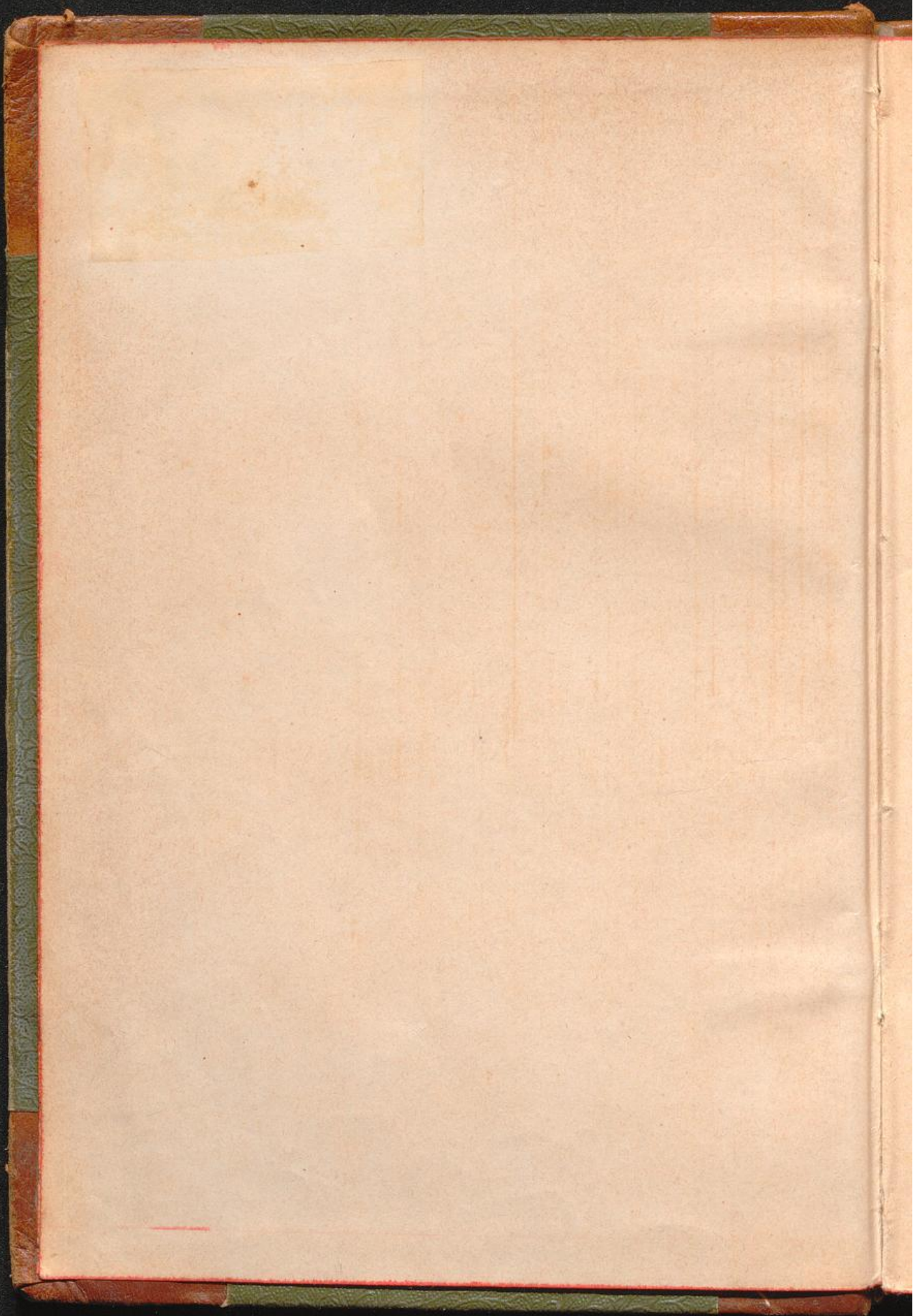
---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71122](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71122)









4

# Auf der Sonnenseite

Geschichten

von

**Ernst Muellenbach**

(Ernst Lenbach)



Illustriert von

C. Reichert, H. Mandlick, O. Bluhm, R. Reinicke,  
P. Rieth, G. Buchner und B. Hohlfeld



Zweite Auflage



Leipzig

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H.

Nachdruck verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten



03  
57  
888

89/8888

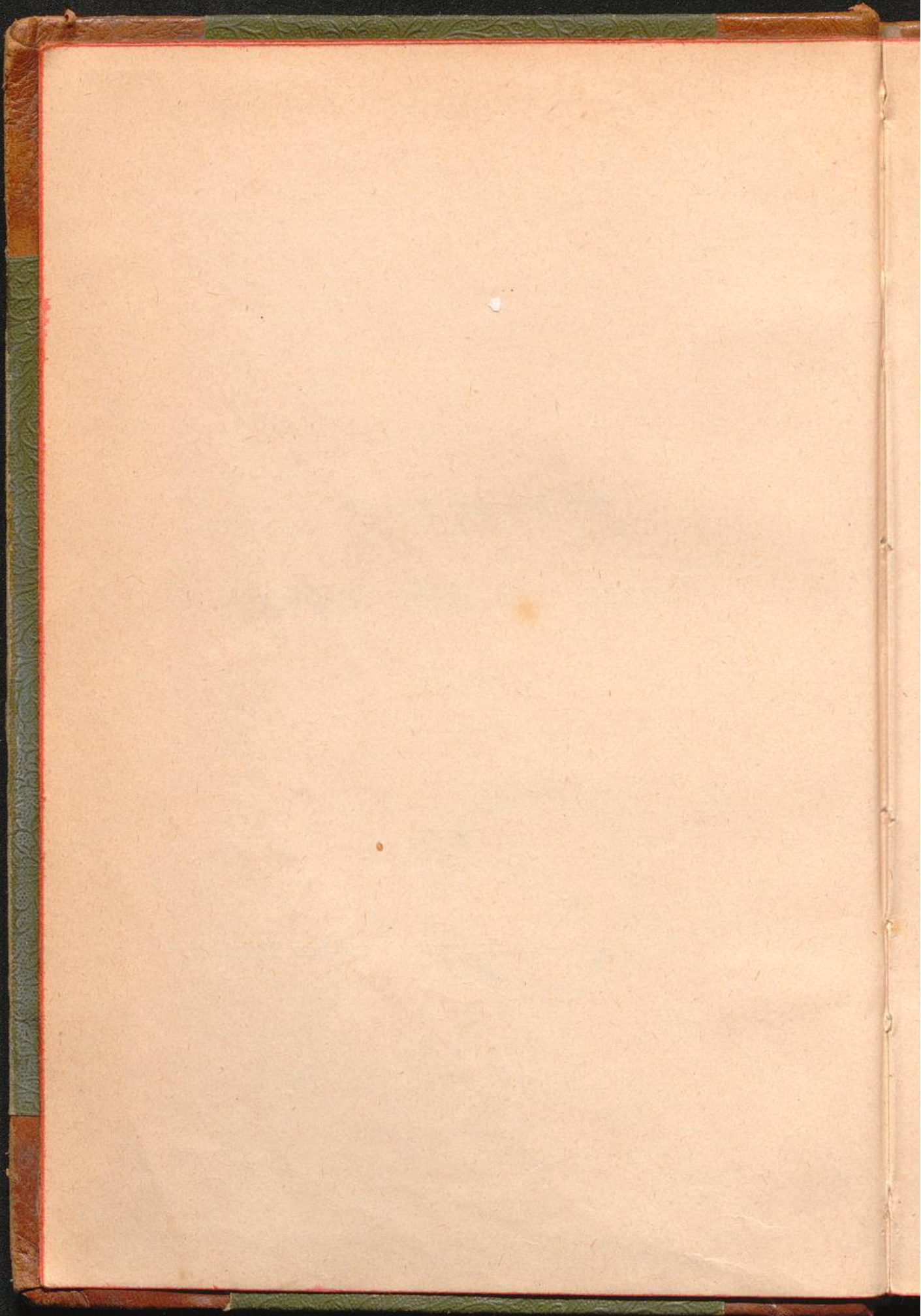
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Den Schweizer Freunden  
Oscar und Elise Miller

zu Biberich

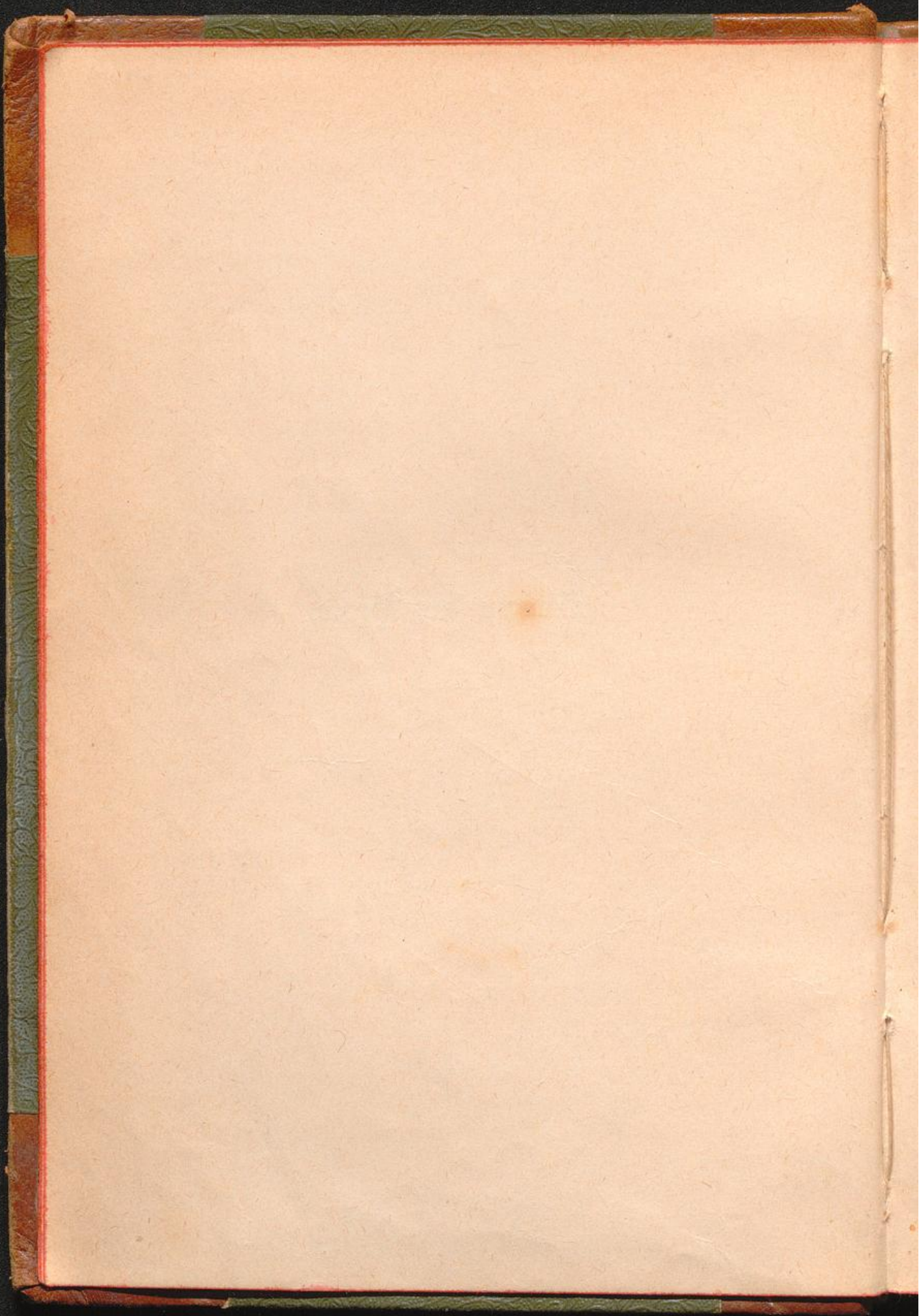
ein Sommergruß aus dem Rheinland.





Stropp der Hund.

---





Stropp der Hund saß unter der Hecke am Wege, fest auf die kräftigen frummen Vorderbeine gestemmt, und dachte nach. Ueber ihm blühte und duftete der Flieder, der grüne Wegsaum war mit lieblichen blauen, weißroten und goldenen Blu-

men übersät. Die Buchfinken, diese leichtsinnigen Junggesellen, flatterten von Baum zu Baum und überboten einander in höchst bedenklichen Einladungen an die Jungfrauen ihres Volkes: „Zi — Zi — Zilichen, wellste met en't Wirthshus gohn?“ Oben im Wipfel der Kastanie, entfernt vom Gewühle der Welt, wie es der Künstlerin ziemt, saß die Drossel und übte ihre große Frühlingsarie. Aber all dies rührte Stropp den Hund heute nicht. Kaum daß er dann und wann die runden Augen und das Krokodilmaul zugleich weit aufriß und mit einer hastigen Kopfbewegung nach irgend einem vorwitzigen Brummer schnappte, der es gewagt hatte, seine ernstesten Betrachtungen mit einem leichtfertigen Liebesliedchen zu stören.

Von drinnen, aus dem kleinen weißen Häuschen, erklang das Klirren von Tellern und Gläsern, dazwischen langsames, ernstes Sprechen von zwei schon etwas altersschwachen Menschenstimmen. Ab und zu hörte Stropp der Hund seinen eigenen Namen heraus, gar nicht mit jener aufmunternden oder liebkosenden Betonung, wie er ihn sonst zu hören gewohnt war. Alsdann wechselte er unmutig das Stützbein, legte den langen spitzschnauzigen Kopf

mit den zierlich gefransten Schlappohren auf die andere Seite und stieß einen tiefen Seufzer durch die Nase aus. Und jetzt hörte er wieder jenes häßliche Menschenwort, welches für ihn einen so traurigen Klang hatte: „abschaffen“.

Es war klar, daß dieses Wort etwas überaus Unangenehmes bedeuten mußte, unangenehm für Mensch und Tier. In verschiedenen Betonungen hatte es Stropp der Hund bei seinem früheren Herrn kennen gelernt. Nach besonders schweren Vergehen bekam er es zu hören, begleitet von einer sehr ausdrucksvollen Handbewegung des Herrn: „Stropp, wenn du das noch einmal thust, so werde ich dich abschaffen!“ Und in den letzten Tagen ihres Beisammenseins, wie traurig hatte es da geklungen, wenn der Herr, auf dem gepackten Koffer sitzend, ihm unter sanftem Streicheln sagte: „Ja, armer Stropp, krummbeiniges Raubtier“ — oder „Fettwanst“ oder „gefräßiger Dackel“ oder wie sonst die zahlreichen Ehrennamen Stropps hießen — „ich muß dich jetzt abschaffen!“ Und dann hatte ihn der Herr eines Tages hierher gebracht zu den beiden alten Leuten; er hatte ihm noch eine schöne Rede gehalten, die mit den Worten schloß: „Und wenn du walzenförmiger Kobold hier nicht gut thust, dann soll dir die Frau Schmitz dein rechtes Schlappohr abschneiden und knusprig braten!“ Dann war er gegangen, und Stropp hatte ihn nie wieder gesehen, den guten Doktor, der ihn von klein auf erzogen, frei nach Rousseaus „Emil“, ihn zur Perle der Redaktionshunde und zum Kenner jeglicher Sorte von Wurstschalen ausgebildet hatte. Und mit ihm hatte Stropp neben allem anderen auch den Einzigen verloren, der über sämtliche dunkle Stellen in Stropps Stammbaum hinweg sah und ihn hartnäckig für einen Vollblutdackel erklärte. O, es war hart! Lange Zeit brauchte das „gefräßige Ungeheuer“, die „wandelnde Ofenpfeife“, der „krummbeinige Don Juan“, bis er es verschmerzte, diese und andere mehr oder minder sinnvolle Bezeichnungen nicht mehr von redaktioneller Seite zu vernehmen. Aber die Zeit lindert alles, und im übrigen hatte Stropp der Hund es auch hier ganz gut gefunden. Eine Milchwirtschaft ist immer ein angenehmer Aufenthalt für einen häuslich denkenden Hund, der sich noch den Sinn

für einfache und gesunde Nahrung bewahrt hat. Die neue Herrschaft behandelte ihn vortrefflich und hatte den schönen Vorzug, daß sie bedeutend weniger flink als Stropp war, was in Augenblicken des getrübteten Einvernehmens zwischen beiden Parteien große Vorteile für Stropp's körperliche Sicherheit bot. Die Lage des Häuschens war entschieden schöner als das etwas gar zu verräucherte Redaktionszimmer drunten in der Universitätsstadt. Es ließ sich herrlich traben und spielen auf der großen grünen Bergwiese, bis hinauf zu der Wallfahrtskirche und abwärts bis zur Landstraße. Der Maulkorbzwang reichte nicht herauf in die freien Bergeslüfte, und die Wallfahrer und Spaziergänger aus der Stadt waren immerhin oft genug von Hunden begleitet, um Stropp's gesellige Vorzüge, namentlich im Verkehr mit Damen, nicht ganz einschlafen zu lassen. Und dann im Winter, wie herrlich war es, die Bauernknaben auf ihren Stoßschlitten den glattgefrorenen Weg hinabsausen zu sehen, sie blitzenden Auges zu erwarten und dann mit fröhlichem Gebell hinterher zu jagen, wobei sich eines von Stropp's Ohren umklappte und seinem Kopfe etwas von dem fecken Aussehen eines Husarentschakos gab! Ja, er hatte sich recht eingewöhnt — und nun klang seit einigen Tagen wieder dieses häßliche „Ab-schaffen“ in unverkennbarer Verbindung mit seinem Namen um ihn her und zwang seine Hundeseele, unholden Erinnerungen nachzugehen, eben jetzt, wo Frühlingsgefühle auch seine weißgefleckte Brust dehnen und seinem Gemüt einen höheren Schwung geben wollten!

Es war sehr ärgerlich. Auf alle Fälle hieß es jetzt, Augen und Ohren offen halten und sich allgemein von der besten Seite zeigen, um die Menschen, die nun leider einmal das Schicksal der Hunde spinnen und abschneiden, in möglichst guter Stimmung zu halten.

Während Stropp der Hund solchen ernststen Erwägungen nachhing, klang von unten den Weg herauf eintöniges Stimmengemurmel, erst leise und nun immer näher und lauter. Ein Trupp Wallfahrer zog zur Kirche hinauf, die Männer mit ungeheuren baumwollenen Regenschirmen und rotfärbenen Vorratsbündeln, die Weiber mit Rosenkränzen und Gebetbüchern.

Das waren Landleute, da fiel für Stropp jedenfalls nichts ab als höchstens ein Stoß mit dem Regenschirm. So stand er denn auf und wackelte nach mehrmaligem Dehnen und Gähnen ins Haus hinein, wo er in dem kleinen halb offenen Wirtszimmerchen das äußerste Ende einer blankgescheuerten Bank mit Beschlag belegte und wehmütig den Duft von frischer Milch einsog.

Nicht lange nach ihm betrat eine unvergleichlich schönere Erscheinung das Zimmer, ein überaus hübsches junges Mädchen



in feiner Stadtkleidung. Sie setzte sich auf einen der einfachen Holzstühle und bestellte bei der freundlichen grauhaarigen Frau Schmitz ein Glas Milch, worauf sich zwischen beiden das übliche Wettergespräch entspann. Dazu summten einige Fliegen, die Wanduhr ticktackte, und draußen zog langsam entweichend das Gemurmel der Betenden vorüber:

Ein zweiter Gast erschien, diesmal ein Herr, und zwar ein noch junger Herr, ebenfalls in Stadtkleidung, mit einer Brille auf der Nase. Freundlich wie ein guter Bekannter begrüßte er die Wirtin, mit einer höflichen gemessenen Verbeugung die junge Dame, dann setzte er sich in ziemlicher Entfernung von dieser nieder und begann gleichfalls sich der Milchkur zu befleißigen.

Stropp der Hund hatte ihn als halben Stammgast behandelt, das heißt, er hatte beim Eintritt des Herrn vier- bis fünfmal mit dem Schweif auf die Bank geklopft und war dafür mit einem Streicheln und einem „Na, alter Kerl?!“ belohnt worden. So weit versprach die Entwicklung der Dinge alltäglich zu bleiben.

Nun aber verließ Frau Schmitz das Zimmer, um nach ihren Hühnern zu sehen, und damit begannen die Verhältnisse spannender zu werden. Nämlich der junge Mann stand plötzlich auf, näherte sich nach einem vorsichtigen Rundblick mit bemerkenswerter Hast der jungen Dame, und im nächsten Augenblick sah Stropp der Hund, wie der Herr die Dame im Arme hielt und ungemein lebhaft küßte. Dazwischen redeten sie allerlei Worte, welche Stropp noch gar nicht in seinem Lexikon der Menschen- sprache besaß.

Stropp überlegte den Fall, während er als Mann von Welt sich den Anschein gab, die Sache völlig zu übersehen. Böses wollte der Herr dem Mädchen anscheinend nicht thun, auch schien sie ja ganz zufrieden mit dem, was er that. Ueberdies kannte ihn Stropp bereits als einen netten freundlichen Menschen, der seinen Fuß beim Vorüberwandeln auf die Straße und nicht auf harmlose Hundeschwänze setzte und dem es auf ein Stückchen Zucker nicht ankam. Und endlich erinnerte sich Stropp, auch seinen früheren Herrn schon einmal bei einem ähnlichen Zusammen- sein mit einem Mädchen gesehen zu haben, wonach sich selbiger auffällig lustig und freigebig gegen das „krummbeinige Wurm“ benommen hatte. Also abwarten und diskret sein!

„Wie lieb von dir, Ulla, daß du so pünktlich bist!“ sagte der Herr unter anderem.

„Ach ich — ich hab' ja Zeit genug,“ erwiderte das Mädchen, „ich muß dir danken, daß du so pünktlich den weiten Weg her- kommst, wo du doch so viel in deinem Museum zu thun hast, du armer lieber Karl!“

„Und du bist sicher, daß der Onkel nichts merkt?“

„Wie sollte er? Ich bin einfach spazieren gegangen . . .“

„Natürlich, und da hab' ich dich einfach hier gefunden, du süßer Frühlingsstrahl, du!“



Stropp der Hund bemerkte, daß diese Reden keineswegs dicht aufeinander folgten. Vielmehr waren sie stets unterbrochen von allerlei merkwürdigen, anscheinend nicht unfreundlichen Gebärden und Handlungen. Ungefähr wie draußen die Blumen zwischen dem grünen Klee stehen, dachte Stropp, der allmählich in eine poetische Stimmung geraten war.

„Und du willst jetzt öfters hierher kommen, Ulla? Gelt, du thust es?“

„Ich wollte ja gern, aber sieh, Karl, nun kommen immer mehr Leute hierher . . .“

„Liebster Schatz, wir brauchen uns ja nicht hier zu treffen, dort hinten am Berge liegt der schöne stille Busch —“

„Und wenn uns einer von den Studenten sieht, die dort nach der Dorfschenke durchziehen — wenn der Onkel —“

„Ach, dieser Onkel!“

Nach einer kleinen Weile begann das Mädchen etwas zaghaft, indes sie liebevoll mit den Fingern seiner Rechten spielte:

„Sag mal, Karl — aber bitte, sei mir nicht böse — willst du gewiß nicht böse sein?“

„Ulla, ich dir böse!“

Es dauert immer länger, bis sie wieder zum Reden kommen, dachte Stropp der Hund.

„Sieh, Karl, könntest du denn in eurem wissenschaftlichen Streite dem Onkel nicht ein wenig entgegenkommen — er ist so eigen — ach, nun bist du doch böse!“

„Nein, Schatz, nicht böse. Du willst ja nur mein Glück. Aber was du da sagst, das geht nicht. Jene Frage geht nur die Wissenschaft an, da darf die Liebe nicht entscheiden wollen, und wider mein Gewissen kann ich nicht zugeben, daß die Flasche antik ist. Mein Gott, wie kann aber auch dein Onkel so etwas so persönlich fassen —“

„Ach, Karl, du weißt nicht, wie eigen er ist. Und doch wieder so gut.“

„Und hat eine so gute Nichte, und die wird ihn zuletzt doch noch erweichen! Wir müssen's abwarten, Liebchen . . . Still,

man kommt. Also nächstens — in acht Tagen — drüben am Berge den schmalen Weg —“

„Ja, ja, Karl — aber laß, man kommt!“

In der That, „man“ kam, nämlich Frau Schmitz mit sechs frischen Hühnereiern und einer sehr scharfen Bemerkung für Stropp, welchen sie beschuldigte, zwei weitere Eier ausgetrunken zu haben. Das freundliche Dazwischentreten der beiden Gäste verhinderte eine fühlbarere Strafe für den vierbeinigen Eiertrinker. Bald darauf erhob sich die junge Dame, um ihren Spaziergang fortzusetzen. Der junge Herr verneigte sich höflich, sie nickte dankend.

„Kennen Sie die Dame, Herr Doktor?“ fragte Frau Schmitz.

„Oberflächlich,“ war die Antwort. „Es ist doch die Nichte von dem alten Oberst zur Nieden?“

„Jawohl,“ bestätigte Frau Schmitz. „Ein sehr nettes liebes Mädchen.“

„Es scheint so,“ erwiderte der Doktor, der sich anscheinend in vorzüglicher Laune befand. Er drehte an seinem schwarzen Schnurrbart, knitzelte die alte Wirtin schalkhaft an und bemerkte: „Zu so netten Leuten wie Sie, Frau Schmitz, kommen natürlich auch nur nette Leute! Das Hotel Schmitz kommt immer mehr in Flor!“

„Ach, Herr Doktor,“ meinte die Alte seufzend, „Sie haben gut spotten. Uns geht's schlecht. Lange werden Sie Ihr Glas Milch wohl nicht mehr bei uns trinken können. Sehen Sie, die Wirtschaft trägt sich nicht mehr aus. Drunten in der Vorstadt das neumodische Café, das nimmt uns unser bißchen Verdienst ganz weg. Und dann will der Fiskus schon wieder mehr Pacht, und alles wird teurer. Wir sind um die Erlaubnis eingekommen, einen leichten guten Wein und ein leichtes Bier schenken zu dürfen — es ist ja weit und breit kein Wirtshaus hier oben, und wir hätten es ja bequem durch unseren Sohn, der ist in einer Weinhandlung und könnte uns dann auch hier helfen. Aber das wollen sie uns nicht bewilligen. Da werden wir denn wohl nächstens in die Stadt hinunterziehen. Und der da, der macht uns auch Sorge. Der neue Oberförster sagt, der Hund sehe

ganz aus, als ob er wildere. Der arme Kerl, der ist ja zu fett und zu faul, um einen Regenwurm zu jagen, gelt, Ströppchen? Aber in der Stadt können wir ihn nicht halten. Wir müssen den Stropp abschaffen."

Da war es wieder, und jetzt ganz deutlich! Stropp der Hund zuckte auf; allein er bezwang sich und lauschte mit ängstlicher Spannung.

"Ach, das wäre aber schade," bemerkte jetzt der Herr, indem er Stropp mitleidig ansah, "schade für Sie und für den drolligen Kerl da und schade auch um das hübsche Plätzchen hier! Warum will man Ihnen denn die Erlaubnis nicht geben?"

"Ja, die Herren sagen, es liege kein Bedürfnis vor . . . Sie sagen, wir müßten Beweise . . ."

"Was, Beweise?" rief der Doktor, indem er wie elektrifiziert aufsprang, "na warten Sie, Frau Schmitz, die schaffen wir Ihnen. Heute abend, wenn Ihr Mann in die Stadt kommt, lassen Sie ihn bei mir ein Heft abholen, da werde ich hinein schreiben lassen, daß eine kleine Wein- und Bierschenke hier oben dem dringenden Wunsche aller Unterzeichneten entspreche. Das legen Sie hier auf. Und dann schicke ich Ihnen die Studenten her — die Mitglieder meiner Verbindung, meine Zuhörer, jegliches durstige Gebein, das ich kenne — und die sämtlichen Herren von unserem Dozententisch an der Spitze, die lasse ich gleich heute unterschreiben. Wir wollen doch sehen, ob hier kein Bedürfnis vorliegt. Und wenn erst ein Duzend Studenten den Weg hierher gefunden hat, so kommen die anderen auch, die jetzt alle durch den Busch drüben zur Dorfschenke ziehen. Und dann bist du auch geborgen, Stropp, alter Kerl, gelt?"

Der alte Milchmeier kam jetzt eben recht, um seinen Dank für das freundliche Anerbieten des Herrn Doktors mit dem seiner Frau zu vereinigen. Er war ein stiller, anscheinend etwas zur Beschaulichkeit neigender Mann, der sich auch diesmal willig der Ansicht seiner stärkeren Hälfte fügte.

Am Abend dieses schönen Frühlingstages trug Stropp der Hund folgende Thatfachen in das Buch seines Gedächtnisses ein: Die Alten wollen mich wirklich abschaffen, was ihnen aber natür-

lich selber sehr leid thut. Der freundliche Herr mit dem schwarzen Schnurrbart und den Gläsern vor den Augen will machen, daß ich hier bleibe. Er ist also ein guter Mensch, künftig als Stammgast erster Klasse und als wertvoller Beschützer zu behandeln. Er unterhält sich sehr vertraulich mit der jungen netten Dame, die auch freundlich gegen mich ist, sie verheimlichen es aber vor den anderen Menschen. Also wollen diese die Freundschaft zwischen beiden abschaffen. Man muß den beiden zu helfen suchen. Nota bene: beide sprechen mit Unwillen von jemand, den sie „Onkel“ nennen. Wer ist dies? Wahrscheinlich kein guter Mensch. Mein früherer Herr nannte auch jemand so, der eine rote Nase hatte, meinen Herrn ausschalt und nach mir schlug. Ob dies derselbe ist? Oder gibt es mehrere Onkel unter den Menschen?

Im allgemeinen war Stropp der Hund von den Erfahrungen dieses Tages nicht unbefriedigt. In ziemlich gehobener Stimmung machte er einen Abendspaziergang nach der Kuppe des Berges und bellte dort noch ein Weilchen den Mond an, welcher groß, rot und rund wie ein richtiger Onkel über dem Gebirge jenseit des Stromes aufstieg und gar nicht ausfah, als ob er sich aus irgend welchem Gebell auf Erden auch nur das Geringste machen würde.

---

Am Fuße des Berges zieht sich ein anmutiger Pfad längs einem Bächlein hin, zuerst nur umsäumt von Brombeerranken, wilden Rosen und Erlensträuchern, bis er dann weiterhin in den Busch tritt und nach allen Seiten kleine Fußsteige entsendet, die schönsten Wege für solche, die einsam oder zu zweien dem Ruckuck lauschen und Blumen brechen wollen. „Einst war der Pfad von Wallern voll“, als er noch von den Studenten dazu benutzt wurde, auf dem nächsten Umwege über die Dorfschenke zum Berg hinaufzusteigen. Seit aber die Bitte der beiden Alten droben bewilligt worden und in dem kleinen Häuschen neben den Milchgläsern auch Flaschen und Römer klirrten, hatten die Musenföhne schnell begriffen, daß der gerade Weg der beste sei, und nur selten noch klangen Menschenschritte in das Rauschen und

Plaudern des Bächleins, wenn hie und da ein paar Bewohner der Villenvorstadt sich einmal im Walde ergehen wollten. Um so freier und lustiger ließen die kleinen Vögel ihre Stimmen erschallen, die in dem dichten Geranke nisteten und umherschlüpfen, das noch unberührt geblieben war von dem gleichmachenden Streben neuzeitlicher Forstwirtschaft. Mitten in einem spitzdornigen Gebüsch von Heckenrosen saß Frau Sylvia, die Grasmücke, auf ihrem ziemlich leichtfertig gebauten Neste, in dem vier winzige rotgesprenkelte Eier für die Fortdauer des Geschlechtes bürkten, und lauschte dem Gemahl, der in grauem Federkleid mit schwarzer Kapuze ihr ein verliebtes Ständchen brachte. „Ich weiß nicht,“ sagte die entzückte kleine Frau, „was die Menschen an der Nachtigall so Großes finden; singt sie nicht viel rauher und schriller als mein Mönch?“ Und der verliebte Schwarzkopf hörte es und sang noch einmal so süß und schmelzend, daß die Kleine ordentlich zitterte vor Stolz und Liebe.

Da bog sich auf der anderen Seite des Bächleins ein Strauch zur Seite, eine schwarze Schnauze wand sich schnaufend hindurch, ein langer Leib mit dunklem glänzenden Fell schob sich auf krummen dicken Beinen nach und flog in kühnem Schwunge über die Wasserrinne just vor das Sängerpärchen hin. Die aber kannten ihn schon und ließen sich auch nicht stören, als der plumpe Gast gerade unter ihrem Strauche zur Uebung ein wenig zu graben begann, daß die Erdklümpchen herumsflogen und seine Nase bald eine Brille von Erde trug. Sie wußten, daß Stropp der Hund ihnen nichts zuleide that, und seine groben Manieren mußte man eben hinnehmen; sicherte er sie doch auch durch seine bloße Anwesenheit vor dem Besuche von Katzen und Wiesel.

Stropp der Hund hatte seine Gründe dafür, daß er seit einiger Zeit den Schauplatz seines beschaulichen Daseins möglichst viel an diese abgelegene Stelle verlegte. Der wirtschaftliche Aufschwung seiner Herrschaft hatte ihn zwar vor dem Abgeschafftwerden beschützt; aber seine Lage war entschieden ungemütlicher geworden. Die Herren Studenten, welche jetzt bei Philemon und Baucis einkehrten — diese Namen hatten sie dem würdigen

Ehepaare verliehen — wußten anscheinend durchaus nichts von den Rücksichten, die ein philosophisch angelegter Hund beansprucht. Mit ihrem etwas geräuschvollen Wesen störten sie seine verdauungsvollsten Betrachtungen, und es gab Leute unter ihnen, die das reichlich bemessene Nackenfell des armen Kerls als eine willkommene Einladung ansahen, an seinem hin und her schwebenden Körper die Gesetze der Pendelschwingung zu veranschaulichen. Andere versteiften sich darauf, ihm seinen ehrlichen rheinischen Namen abzugewöhnen und ihm unter Anwendung empfindlicher Püffe Ge-

schmack für eine neue Benamsung beizubringen, wobei ihre Wahl zwischen „Cerberus“, „Phylax“, „Nero“, „Apollo“

und ähnlichen klassischen Erinnerungen schwankte. Und wenn

er dann der Bedrängnis entrann und ein wenig auf der Bergwiese spazierte, so kam auch ganz unfehlbar der neue Oberförster mit einem durstigen und folglich verdrießlichen Gemüte daher und veranlaßte Frau Baucis, dem armen Stropp einen Maulkorb anzulegen, der noch dazu aus dem Nachlasse eines Mopses angekauft und seinem jetzigen Inhaber überhaupt viel zu knapp war.

In der That, die Zeiten waren schlecht geworden, und Stropp der Hund sah oft mit schmerzlicher Miene auf die glitzernden Wellen des Bächleins und erwog bei sich, ob es nicht doch in der Welt noch angenehmere Herren gäbe. Aber woher einen nehmen und nicht fehlen?



Da war der freundliche Herr Doktor mit der Brille und dem schwarzen Schnurrbarte. Stropp mußte wohl zuerst auf ihn verfallen; denn von seinem jetzigen Ruheplatz aus sah er ihn oft genug. Der Herr Doktor schien neuerdings viel Freude an Waldspaziergängen zu haben. Merkwürdigerweise schien ferner die hübsche junge Dame mit den braunen Locken und den



braunen Augen  
dasselbe Ver-  
gnügen stets

beinahe zur selben Zeit mit dem Herrn Doktor auszuüben. War der Herr langsam an Stropp's Ruheposten vorübergeschritten, stets begrüßt von einem freundlichen Knurren und Schweifwedeln, so folgte auch alsbald die junge Dame. Hintereinander, übrigens ohne anscheinend voneinander Notiz zu nehmen, entschwandten sie an der Wegbiegung, dort wo der eigentliche Stadtbusch anfängt, den Blicken Stropp's und etwaiger sonstiger Spaziergänger. Nach einiger Zeit kehrte dann die Dame von ihrem Erholungsgange zurück, und bald darauf folgte auch der Herr, ohne aber von der vor

ihm Herschreitenden bei seiner Kurzsichtigkeit etwas zu gewahren. Das war alles so regelmäßig und sicher wie das Amen in der Kirche.

Heute schien indessen eine Störung im Programm vorzuliegen. Der Herr Doktor kam pünktlich, wurde von Stropp dem Hund freudig begrüßt und dankte mit einem schmeichelnden Klaps und ein paar Worten, die den armen Köter ganz selig stimmten; er war in dieser Hinsicht seit einiger Zeit nicht verwöhnt. Dann sah Stropp, wie der Herr sich in einiger Entfernung aufstellte, scheinbar mit dem Zerlegen einer wilden Rose beschäftigt, und zwischendurch entschieden ungeduldig durch die Brille den Weg hinabspähte. Dann aber verfinsterte sich sein Gesicht plötzlich, er trat langsam den Rückweg an, und als Stropp der Hund seinen Blicken folgte, sah er die junge Dame herankommen, doch nicht allein. Ein alter Herr, der unangenehm an den Herrn Oberförster erinnerte, schritt an ihrer rechten Seite.

Die Sache wurde anziehend. Stropp der Hund duckte sich unter den Grasmückenbusch und beobachtete.

Mit höflichem Gruße, den der Alte gemessen, die Dame mit leichtem Nicken erwiderte, schritt der Herr Doktor an den beiden vorüber. Diese nahmen auf einer Rasenbank unfern von Stropp's Beobachtungsposten Platz.

„Muß einem gerade der den Spaziergang vergällen, wenn das Zipperlein einem mal Ruhe läßt!“ brummte der Alte.

„Aber Onkel,“ erwiderte die junge Dame mit ihrer sanften süßen Stimme, „früher hast du den Herrn Doktor doch besser leiden mögen. Du fandest ihn ganz erträglich, als er in der Villa hinter uns einzog.“

Aha, der Onkel! dachte Stropp. Ungefähr so habe ich ihn mir auch vorgestellt.

„Ich habe mich eben getäuscht,“ antwortete der Alte mürrisch. „Damals wußte ich ja noch nicht, daß von ihm jener infame Aufsatz ist, in dem er meine römische Glasflasche, das Kleinod meiner Sammlung, für gefälscht erklärt und mich — mich, den Oberst zur Nieden, unter die Fälscher wirft!“

„Onkel!“ rief Fräulein Ulla, „das hat der Doktor doch nicht gethan. Nur die Flasche, sagt er, sei falsch —“



„Was,“ brauste der Alte auf, „und macht er damit nicht mich, der ich sie überall als echt hingestellt habe und noch hinstelle, zum Fälscher und Hehler? Willst du einen alten Offizier Seiner Majestät über den Ehrenpunkt belehren, Mädchen? Himmel-donnerwetter, es kommt mir beinahe vor —“

„Uns Himmels willen, Onkel, ereifere dich nicht,“ bat Fräulein Ulla. „Bedenke deine Gesundheit! Wollen wir weiter gehen?“

Der Alte brummte noch einiges in den Bart, erhob sich schwerfällig, und sie schritten weiter.



Während Fräulein Ulla an der Seite ihres Onkels dahinschritt, gewahrte sie, was Stropp der Hund schon

längst bemerkt hatte, daß der Herr Doktor in einiger Entfernung hinter

einem Baume stehen geblieben war und mit ziemlich trübseligem Gesicht herüberguckte. Diese Wahrnehmung schien sie sehr zu erschrecken; denn sie ließ ihr Taschentuch fallen, das sie eben hervorgezogen. Als sie es wieder aufhob, blieb ein kleiner Brief auf dem Boden liegen.

Ganz wie damals bei meinem früheren Herrn und dem Fräulein Susanne, dachte Stropp der Hund. Aber was war denn das? Nach dem Beispiel seines früheren Herrn mußte doch nun der Herr Doktor behutsam anrücken, das Briefchen aufheben, es mit Staub und allem an die Lippen führen und dann verschwinden! Anstatt dessen blieb das Briefchen liegen, wo es lag,

und der kurzichtige Herr Doktor guckte zum Himmel hinauf, als ob der — nach Stropp's Anschauungsweise — voll von Würsten hinge. Anscheinend war er poetisch oder sonstwie verückt. Und nun machte auch das Paar oben Halt, um umzukehren.

Da mußte eingeschritten werden. Mit einem kühnen Satz schwang sich Stropp der Hund aus seinem Versteck hervor, und im nächsten Augenblick hatte er das Brieflein im Maul und galoppierte auf den Herrn Doktor zu, ließ es aber diesem nicht folgen, sondern lockte ihn seitab auf einen halbverwachsenen Pfad.

„Da siehst du, was das für ein Herr ist,“ knurrte der Alte, der sich mit seiner Nichte aufs neue einer Ruhebank zugewandt und den letzten Teil jenes Vorgangs noch gerade mit angesehen hatte. „Hier tollt er mit einem anscheinend seiner ganz würdigen Köter herum und läßt sich von ihm Papier apportieren. Und jetzt prügelt er das arme Vieh wohl noch gar. Höre nur, wie es heult.“

„Das ist nur vor Freude, so heult der Hund immer, wenn er sich freut,“ erwiderte Fräulein Ulla. „Ich kenne das Tier, es ist der Hund oben aus der Milchwirtschaft.“

„So? Du kennst den Hund und er kennt den Hund — ei, da kennt ihr euch auch wohl schon näher? Höre, Ulla —“

„Aber Onkel, sei doch still, man kommt. Sieh, dort naht der Herr Professor, mit dem du schon längst über deine neuen Gräberfunde reden wolltest.“

„In der That,“ lächelte der Onkel ganz versöhnt, „ein glückliches Zusammentreffen — Ihr Diener, Herr Professor!“

Der alte Herr bot beiden die Schnupftabakdose an, auch Ulla griff scherzhaft mit den feinen Fingerchen hinein — und im nächsten Augenblick schlugen die Wogen eines Gesprächs über ihr zusammen, in dem zwei fränkische Skelette und ein altes Steinbeil die Hauptrolle spielten.

Abseits aber, zwischen den Erlenbüschen, stand Doktor Saffen und vollzog vor den Augen des fröhlich wedelnden Stropp gewissenhaft das von diesem aufgestellte Programm. Und nachdem er das Briefchen geküßt, gelesen und wieder geküßt, blickte er

entzückt um sich und rief: „Wie schön ist die Welt heute, wie lieblich der Vogelsang und der Blütenduft und all das Leben und all die Liebe! Nein, da wäre es Sünde, jetzt sich in das alte Museum zu vergraben und Urväterhausrat auseinanderzuklauben — komm, Stropp, du kluger Hund, vierbeiniger Liebesbote, willst du mit durch den Wald gehen? — Was bedeutet dieses tiefsinnige Knurren, weiser Stropp? Wurst? Sollst du auch haben, drüben in der Dorfschenke — komm, hopp!“ Und alsbald waren die beiden Leichtsinrigen im Waldesgrün verschwunden. — —

Es versteht sich, daß Stropp der Hund auf seinem Posten unter dem Vogelnest war, als die beiden jungen Leute einige Tage darauf wieder ernsthaft hintereinander herwandelten. Diesmal aber begnügte er sich nicht damit, den Vorüberschreitenden seine Aufwartung zu machen. Leise und bedächtig trottete er ihnen nach, und als Doktor Sassen im lauschigen Waldwinkel abseits vom Wege Ulla umfaßte und küssen wollte, fuhr sie errötend zurück und rief: „Aber Karl — da, der Hund sieht es ja!“

Karl lachte herzlich und küßte sie doch. „Der darf es sehen,“ meinte er und nickte Stropp zu, welcher mit unendlich ernsthaftem Gesicht zwischen dem Gebüsch durch auf das Paar guckte. „Gelt, Stropp, du verrätst uns nicht, du merkst nur auf, daß uns keiner sonst überrascht und der dumme Doktor kein Briefchen liegen läßt?“

Auch Ulla lachte nun und streichelte Stropp über sein schwarzes Fell. „Aber nun geh, Stropp, mein kluges Hundchen, geh, setz dich draußen an den Weg und sieh, daß uns niemand findet! — Ach, Karl, ich war so erschrocken neulich — ich fürchte, der Onkel hat was gemerkt! Es ist zu traurig. Erst, als du neben uns einzogst und er deinen Namen noch nicht wußte, da gefielst du ihm so gut —“

„Ja, ja, merkwürdig, Ulla! Und daß auch mir eine gewisse kleine Nachbarin gleich so gut gefiel, ehe ich wußte, wie sie hieß —“

„Hätte sie dir sonst nicht gefallen?“

Eine ganze Weile ging das Gespräch der beiden unter Scherzen und Küffen hin und her, im grüngoldigen Dämmerlicht des Sommerwaldes, unter Vogelliedern und leisem Summen von allerlei winzigem Getier. Dann wurden sie ernsthaft, er tröstete die Geliebte und sie ihn.

„Vertraue mir, Karl, ich bleibe dein, du bist ja mein Ein und Alles. In zwei Jahren kann ich frei verfügen, dann folge ich dir, so schwer es mir wird, den alten Mann einsam und unverföhnt zu lassen —“

„Und bis dahin, Herz, bin ich gewiß auch so weit, dir ein eigenes Heim und eine Stellung zu bieten, wie sie deiner würdig ist. Ich habe gute Ausichten, mein Werk schreitet herrlich voran, seit das süße Deingedenken jederzeit über meiner Arbeit schwebt,“ und so fort, all das Herzliche, Tiefernste und Lieblich-Thörichte, das sich zwei junge Menschenkinder zu erzählen haben in jener Zeit des Lebens, von der es im alten deutschen Märchen heißt: „Sie waren in den Brauttagen und hatten jedes das größte Vergnügen am anderen.“

Derweil saß Stropp der Hund ernsthaft am Wege und gab acht, ob sich kein Lauscher nahte, und haute auch in seiner verschwiegenen Hundeseele anmutige Luftschlösser, in denen er sich als vielgeschätzten Hausfreund eines so schönen und tierfreundlichen Paares sah, fern von übermütigen Studenten und maulkorbeifrigen Leuten in grünen Uniformröcken. Und so ging es einige Zeit.

Eines Tages aber — den vier rotgesprenkelten Eiern der Frau Sylvia waren bereits vier kleine Böglein entkrochen, und diese hatten bereits ihr erstes graues Federkleid und hockten stolz wie die Türken dicht nebeneinander auf einem Hagedornzweig — da nahte für den Doktor und Stropp eine höchst unliebsame Ueber- raschung.

Warum mußte auch die sonst so kluge Ulla gerade ein Briefchen, das sie für diesen Tag an den Rosenstrauch berief, in ihrem Nähkörbchen liegen lassen? Warum mußte der Onkel gerade dort sein Federmesser suchen und anstatt dessen den Brief finden? Nun war er an Stelle der Nichte erschienen und polterte

gegen den Doktor mit einem solchen Zorne los, daß Stropp der Hund den Schweif so eng wie möglich anzog und bei sich dachte: Gott sei Dank, daß dieser Mann wenigstens nicht Oberförster ist!

Aber Doktor Saffen benahm sich mustergültig. Seine Ruhe und Beharrlichkeit hielt sämtlichen Attacken des alten Reiteroffiziers stand, und schließlich zog der Onkel, nicht besiegt, aber auch nicht als Sieger, brummend ab, nachdem ihm der Doktor



erklärt hatte: „Ich habe ein in Ihrem Besitz befindliches, von Ihnen als antik hochgeschätztes Kunstwerk nach meiner wissenschaftlichen Ueberzeugung für unecht erklärt, ohne daß ich die Ehre hatte, Sie zu kennen. Sie, Herr Oberst, haben kein Recht, darin eine Beleidigung Ihrer Person zu finden. Ich bin weder Ihrer Per-

son, noch Ihren Verdiensten um die Altertumswissenschaft zu nahe getreten. Für mich hatte diese ganze unglückliche Verwicklung durchaus nichts zu thun mit unseren persönlichen Beziehungen. Wenn Sie auf dem Gegenteil bestehen, so muß ich dies aufs tiefste bedauern. Aber seien Sie überzeugt, daß Ulla und ich darum nicht voneinander lassen werden, selbst wenn wir darauf verzichten müßten, daß Sie Ihre treue Vormundschaft über Ulla mit der Beistimmung zu unserer Verlobung krönen. Daß Sie nichts Ungerechtes oder Hartes gegen Ulla persönlich unternehmen, dafür bürgt mir Ihre Ehre als Offizier und als Vormund. Kann ich Ihre Vorstellung von einem Angriffe meiner-

seits auf Ihre persönliche Ehre besser widerlegen, als indem ich meine Braut vertrauensvoll unter Ihrem Schutze lasse?"

Auf diese Worte erwiderte der Alte nichts, er sah den Doktor mit einem langen Blicke an, grüßte höflich und zog ab. — —

Die Sonne war schon lange untergegangen, als Doktor Saffen am Abend dieses Tages sein einsames Wohngemach betrat. Den ganzen Nachmittag war er umhergewandert, voll süßtrauriger Empfindungen, Liebes- und Lebenspläne schmiedend und verwerfend. Er hatte es anfangs kaum bemerkt, daß ihm ein Weggenosse folgte, und als er es bemerkte, vermochte er ihn mit allen gütlichen und bösen Mitteln nicht mehr loszuwerden. Was sich Stropp der Hund einmal in seinem harten Schädel vornahm, das war auch nicht so leicht wieder herauszubringen; und er hatte es sich nun einmal vorgenommen, dem Herrn Doktor heute zu folgen. Ach, auch für den armen Stropp war es ein Unglückstag gewesen! Der Morgen hatte ihm bereits von den verschiedensten Seiten Prügel und Schelte eingetragen. Als Gierdieb, als vermeintlicher Wilberer und wegen thätlicher Beleidigung eines verkaterten und somit sehr reizbar gestimmten Studenten war er zur Verantwortung gezogen worden, bis er schließlich einfach wegelaufen war, und nun hatte er auch noch statt des erhofften Zuckerstücks, das Fräulein Ulla ihm nie mitzubringen vergaß, diese niederschlagende Erscheinung des Dnkels erleben müssen! In solcher Bedrängnis erachtete er den möglichst engen Anschluß an den Herrn Doktor als die einzige Rettung. Solange er bei diesem war, geschah ihm wenigstens nichts allzu Schlimmes, er hatte einen schützenden Dämon, in dessen mächtigem Geleit er wieder einmal ein gutes Stück Welt durchschweifen durfte, und schließlich mußte doch der freundliche Herr auch irgendwo ein Zimmer haben und in dem Zimmer vermutlich auch ein Plätzchen für einen armen verstoßenen Hund. Er wollte sich dem Herrn dafür nach Kräften nützlich und dankbar erweisen, ja er war sogar bereit, den Dnfel auf Verlangen gehörig in die Waden zu beißen, vorausgesetzt, daß der Dnfel keine hohen Stiefel trug. Einstweilen begnügte er sich damit, seinen Gönner unter aller schuldigen Rücksicht auf dessen gedrückten Gemütszustand mit allerlei

Springen und Kunststückchen zu ergötzen und ihm auf jede Weise seine Ergebenheit zu bezeigen.

So waren sie miteinander umhergezogen, hatten in einem abgelegenen Walddörflein zu Abend gespeist und landeten schließlich in der Wohnung des Doktors. Stropp der Hund fand alsbald einen molligen Fußteppich vor dem Schreibtisch, der ihm ein angenehmes und standesgemäßes Nachtlager verhieß. Der Doktor aber rückte einen Stuhl ans Fenster und blickte sehnsüchtig hinüber nach dem Hause des Obersten.

Nur ein allerdings ziemlich geräumiger Garten, der in der Mitte durch eine niedrige Hecke geschieden war, trennte ihn von der Wohnung der Geliebten. Aus ihren süßen Blandereien und den Mitteilungen seiner alten Hauswirthin kannte er genau die Verteilung der Räume in der Villa drüben. Unten waren Küche, Dienerzimmer und vor allem, nach dem Garten hinaus, die umfangreiche Sammlung von römischen und fränkischen Grabfunden untergebracht. Oben rechts im ersten Stock lag die Wohnung des Obersten, dann folgte in der Mitte ein geräumiger, mit Waffen und Bildern ausgeschmückter Saal, und dann links ein seltsam ausgestattetes Gemach, welches den größten Schatz des alten wunderlichen Herrn, die römische Flasche, barg. Auf einem Sockel aus kostbarem Holz war sie dort unter einem Glassturz aufgestellt, umgeben von einem stilvollen Gehänge aus Seidenstoffen. Daneben aber an den Wänden standen hohe Regale, angefüllt mit gelehrten Schriften, vorab mit allem, was über dieses unglückselige Gefäß jemals von Kundigen und Unkundigen, von dem Obersten und — leider! — auch von ihm, dem Doktor Sassen, geschrieben und gedruckt worden war. Greifbar deutlich sah der Doktor vor seinem inneren Auge das zierliche, wie aus Spinnweben gefertigte Kunstwerk, mit den scheinbar ganz frei über dem Rande schwebenden Menschen- und Tierfigürchen. Ohne Zweifel, es war ein Meisterstück der Glasmacherkunst, aber daß es nicht antik war, darüber waren ja sämtliche Sachkenner einig, nur der Oberst bestand seit einem Jahrzehnt auf seinem Wahn und war ungerecht genug, diesem Wahn sogar das Glück seiner Nichte aufopfern zu wollen. Ach ja, Ulla! Dort über

dem Heiligtum der verhängnisvollen Flasche lag ihr Stübchen friedlich im Dämmerlicht der Sommernacht. Jetzt strahlte ihre Lampe mit sanftem Scheine auf, und es war, als wisse sie, daß hier unten im dunklen Gelehrtenzimmer zwei liebende Augen sich sehnsuchtsvoll zu ihr lenkten — leise, allmählich anschwellend



klang eine wunderholde Musik herüber, Ulla sang zum Klavier das Lieblingslied des Geliebten, Webers

K

seelenvolle Melodie „Leise, leise, fromme Weise“. So also suchte sie ihn zu trösten — Karl fühlte, wie ihm die Augen feucht wurden vor Liebe und Rührung.



Die Lampe im Stübchen Ullas war erloschen. Dafür leuchtete jetzt ein Licht in dem Zimmer des Obersten auf und glitt langsam durch dieses, an den Fenstern des Saales vorbei in die Kammer, welche das Kleinod barg. Der Doktor war das schon gewohnt. Er wußte, daß der Alte keinen Abend vorübergehen ließ, ohne seinem vermeintlichen Römerschatz einen Besuch abzustatten, außer wenn ihn die Gicht an sein Lager fesselte. Heute verweilte der Lichtschimmer länger als sonst in jenem Gemach, oft hin und her schweifend; vielleicht, daß der Oberst sich noch in später Stunde



dem Studium seiner Sonderbibliothek hingab. Der Doktor folgte dem Scheine, bis ihm die Augen matt wurden und endlich zu sanken zu einem ungewollten tiefen Schlummer.

Ein schauerlich mißtöniges Geheul erweckte den Schläfer wieder. Verwirrt fuhr er aus seiner wenig bequemen Lage von dem Stuhle auf. Der Mond war inzwischen aufgegangen und goß einen breiten grünen Lichtstrom ins Gemach. Mitten in dieser grün-silbernen Strahlenbahn stand Stropp der Hund auf dem Schreibtisch, die Nase hoch erhoben, und sang seine ergreifende Weise zum Fenster hinaus. Als er merkte, daß der Doktor erwacht war, sprang er herab, kratzte und zerrte an diesem herum und lief dann wieder zum Fenster hin, um seinen musikalischen Vortrag fortzusetzen. War der Hund toll oder mondsüchtig? „Ruhig, Stropp, oder —!“ Aber was war denn das? Drüben das Licht des Obersten in der Schatzkammer — es brannte noch immer, aber es schien in unruhigem Flackern mit seltsamen rötlichen Spitzen an den Tüllgardinen hinaufklettern, eine dicke mißfarbige Wolke quoll durch einen angelehnten Fensterflügel heraus — Herr im Himmel, es brannte, und dicht darüber schlief Ulla!

Im nächsten Augenblick stand der Doktor im Garten — bei hellem Tage und ohne solchen Anlaß hätte er den Sprung aus dem Fenster vielleicht nicht gewagt. Stropp der Hund sprang ihm getreulich nach, und nun stürmten die beiden daher, über Blumenbeete und Wege, wie es sich eben traf, über die Hecke weg, hin zum Haus des Obersten. Gott sei Dank, da stand die Leiter des Gärtners — angelegt, hinauf und nun ohne Besinnen eine Scheibe am Fenster des Obersten eingeschlagen:

„Herr Oberst, öffnen Sie — es brennt bei Ihnen!“

„Kreuzschokkartätschen, wer bricht denn so grob da herein? Steh, Lump, oder ich schieße!“

„Aber ums Himmels willen, so hören Sie doch, Herr Oberst — ich bin's, Doktor Sassen — es brennt bei Ihnen im anderen Flügel!“

Das Fenster flog auf, bleich und verstört schauten sich die

beiden Männer an. Wenige Worte der Erklärung, der Doktor stieg ein und beide stürzten zur Thüre hinaus auf den Flur; eine widerliche, atemraubende Rauchluft quoll ihnen entgegen.

„Dort, Herrgott wahrhaftig, es kommt aus der Schatzkammer — meine Nichte — retten Sie sie, helfen Sie mir!“

Aber ehe der Oberst noch weiter reden konnte, war der Doktor an ihm vorüber in den Qualm hinein gestürmt, die Treppe hinauf.

Im Hause wurde es lebendig. Thüren flogen auf, ärgerliche Männerstimmen und entsetzte Weiberrufe mischten sich. Aber Karl hörte nur eine Stimme, vor ihm öffnete sich eine Zimmerthür, eine weiße Gestalt schwankte hervor.

„Hierher, Ulla, ich bin's — Karl!“

„Karl, du — —“ und hilflos lag sie in seinen Armen. Er umfaßte sie zärtlich und sicher und trug sie hinab, durch den Rauch, der immer dichter und dichter heraufwallte. Er fühlte nicht, wie der ätzende Qualm seine Augen beizte; er kam überhaupt selbst erst einigermaßen zur Besinnung, als er die Geliebte vor sich auf dem Sofa im Zimmer des Obersten erblickte, als sie die Augen aufschlug und ihn noch halb verständnislos mit seligem Ausruf umhalsste.

Allein jetzt war keine Zeit zu Liebeständeleien. Schnell hatte er Ulla der Fürsorge der von unten herbeieilenden Mägde übergeben und stürzte wieder hinaus auf den Flur. Dort rannte ein Mann hart an ihn, es war des Obersten alter Diener.

„Eilen Sie, schicken Sie zum nächsten Feuermelder — lassen Sie die Villen in der Nachbarschaft alarmieren, die Gartensprizen herbei! Wo ist der Oberst?“

„Zu Befehl, Herr Doktor — da hinten!“

„Wo?“ Aber der Mann war schon verschwunden.

Sassen tappte mühsam den Flur entlang, die Rauchmassen wurden immer stärker, jetzt war er fast an der Thüre zur Schatzkammer angelangt, da blitzten und flackerten unheimlich rote Flammen durch den Schwaden auf, und neben sich, an die Wand gelehnt, gewahrte er den Obersten:

„Ihre Nichte ist gerettet, Herr Oberst!“

Ganz tonlos klang es zurück:

„Ich weiß — ich danke Ihnen — Sie haben uns noch eben zur rechten Zeit gewarnt. Aber die Flasche — wir haben es dreimal versucht, es geht nicht mehr — sie ist hin.“

Der alte Herr schien ganz gebrochen. Der Doktor zog ihn mit sich fort, ohne größere Löschmittel war es jetzt in der That unmöglich, dem Feuerherde näherzukommen.

Nun erschien aber auch schon Hilfe. Hastige schwere Männer-schritte polterten herauf, Wasserstrahlen zischten in das brennende Zimmer hinein — man konnte vordringen, dem gefährlichen Rauch Abzug verschaffen — nun hörte man auch von draußen das Signal der Feuerwehr — „merkwürdig, das Leitmotiv aus dem ‚Fliegenden Holländer‘, und noch merkwürdiger, daß ich so etwas jetzt merke!“ dachte Karl — und durch all den Lärm klang von den Gärten her vielstimmiges Hundegebell. Stropp hatte, da er dem Doktor nicht auf der Leiter folgen konnte, wenigstens in seiner Weise sich behilflich erweisen wollen, und mit seinem durchdringenden Gebell — die Natur hatte ihn mit einem sehr weit tragenden Tenor begabt — erreichte er auch das eine, daß seine sämtlichen Stammesgenossen in der Nachbarschaft aufmerksam wurden und einstimmten.

Uebrigens erwies es sich, daß der Brand noch ziemlich leicht zu löschen war. Die Bücher, Akten und Gehänge in der Schatzkammer brannten langsam und schlecht — der furchtbare Qualm freilich hätte allein eine vielleicht tödliche Gefahr bedeutet, wenn die Entdeckung später erfolgt wäre. So beschränkte sich der Schaden fast ganz auf das eine Gemach und einen Teil des anstoßenden Waffensaales. Die kostbare Flasche aber war vernichtet. Mit der Asche des zierlichen Gestells, auf welchem sie ruhte, hatten sich ihre Bestandteile vermischt, und es war hinfort keine Möglichkeit mehr, die Erörterung über ihre Echtheit oder Unechtheit an ihr selbst weiterzuführen.

Nach einer halben Stunde angestrengter Arbeit war es gelungen, jede weitere Gefahr zu beseitigen und die Unglücksstätte so ziemlich aufzuräumen. Doktor Sassen hatte wacker mitgearbeitet. Er sah jetzt aus wie ein Kohlenbrenner, als er zwischen

den herbeigeeilten Nachbarn, den Dienern, Feuerwehrleuten und Mägden hinüberschritt in das Zimmer des Obersten. Da trat ihm Ulla entgegen. Sie hatte sich rasch von ihrem Schrecken erholt und waltete mit hausfräulicher Würde ihres Amtes, indem sie die leibliche Erquickung der wackeren Helfer leitete. Als der Geliebte erschien, schritt sie ihm leuchtenden Auges entgegen und streckte ihm beide Hände hin: „Mein Retter!“ Und ohne



daß die zwei es selber recht wußten, sanken sie sich in die Arme.

Nicht nur der Oberst, auch einige Herren aus den Nachbarvillen waren Zeugen dieses seligen Wiedersehens, und an der halboffenen Thüre steckten einige Mägde und Diener lebhaft wispernd die Köpfe zusammen. Als Ulla dieses Publikums inne wurde, fuhr sie errötend zurück und stand einen Augenblick in holder Verwirrung da. Doktor Sassen aber bezwang rasch eine leichte Verlegenheit und trat auf den Alten zu. „Herr Oberst,“ begann er — da unterbrach ihn dieser schon mit den Worten:

Muellenbach, Auf der Sonnenseite.

„Ich bin Ihnen großen Dank schuldig, Herr Doktor, und auch noch — na, auch noch Genugthuung für einige Aeußerungen in unserem letzten Gespräch, glaube ich — also Sie sollen sie haben. — Die Herren,“ wandte er sich sodann an seine Nachbarn, „sind hier, leider unter mißlichen Umständen, Zeugen einer kleinen Familienscene; Sie waren so freundlich, mir in der Gefahr zu Hilfe zu eilen — lassen Sie mich mit meinem Danke die Bitte vereinen, jetzt auf das Brautpaar anzustoßen. Ich habe die Ehre, Ihnen die gestern vollzogene Verlobung meiner Nichte Ulla zur Nieden mit Herrn Doktor Sassen anzuzeigen. Bitte, Ulla, fülle die Gläser! — Nun,“ fügte er leiser hinzu, „sind Sie zufrieden, Herr Doktor?“

Ob er zufrieden war und ob er und Ulla es dem wackeren alten Herrn dankten! Der Oberst hatte in dieser Nacht für den eingebildeten Schatz, den ihm das Feuer geraubt, einen wirklichen Schatz von unbezahlbarer Liebe und Verehrung gewonnen. Und das mochte er auch wohl selber empfinden; denn zwei große Thränen rannen ihm in den eisgrauen Bart, als er nun mit den freundlich glückwünschenden Herren auf das Wohl seiner Kinder anstieß.

„Schmuck wie ein Bräutigam“ sah nun freilich der glückliche Doktor nicht aus, und als es zum Scheiden kam — „für wenige Stunden,“ flüsterte Ulla selig — war er eitel genug, sich von ihr den Schlüssel zum Gartenpförtchen auszubitten, „um nicht etwa draußen auf der Straße als der Brandstiftung dringend verdächtig abgefaßt zu werden.“ An dem kleinen Pförtchen verabschiedete sich Ulla noch einmal zärtlich von ihrem „Retter“, wie sie ihn nannte. „Du,“ antwortete Karl ganz ehrlich, „eigentlich war ich's aber nicht. Den Brand habe nicht ich entdeckt, sondern Stropp, dem ich ein freies Nachtquartier gewährte. Er ist seinen Leuten davongelaufen. Ich möchte ihn wohl behalten!“

„Ach, der liebe Kerl!“ meinte Ulla, „wo ist er denn aber geblieben, der Stropp?“

Da fuhr es auch schon aus den Büschen heraus, eine runde schwarze Masse, und sprang mit tollem Freudegeheul an

den beiden empor. Stropp der Hund hatte geduldig abgewartet, bis man sich seiner erinnern würde. Nun hielt er es aber auch an der Zeit, sich zu melden und die Gunst der Verhältnisse auszunutzen. Die beiden waren ja anscheinend wieder vereint, der Onkel, so dachte Stropp, war offenbar „abgeschafft“ — und nun trug er sein Anliegen vor, welches, in die Menschensprache übersetzt, nur lauten konnte:

„Bitte, behaltet mich hier bei euch — ,ich sei, gewährt mir die Bitte‘ u. s. w.“

Glücklich Liebende sind Sonntagskinder und verstehen auch die Sprache der Tiere. Aus Ullas freundlichen Worten und Karls Scherzen glaubte Stropp der Hund mit

Gewißheit herauszuhören, daß seine Bitte vernommen und gewährt sei. Und so trottete er vergnügt und zufrieden hinter seinem neuen Herrn durch den Garten und sprang an der aufgeregten Wirtin, die ihnen das Gartenthürchen öffnete, schon mit dem ganzen Selbstgefühl eines anerkannten Hausbewohners vorüber.

Draußen im Garten begannen die Nachtigallen ihr süßes Morgenlied, im Osten kündete eine sanfte Röte schon das Nahen des jungen Sommertages, und ein leises Lüftchen bewegte den Vorhang am Fenster des Doktors, als wollte es einen Gruß von der Braut bestellen. Der Doktor aber lag schon in seligen Träumen, und auch Stropp der Hund beschloß nun, nach einem letzten dankbaren Blick auf den künftigen Gebieter,



„Einen langen Schlaf zu thun,  
Denn dieser letzten Tage Dual war groß.“

Bedächtigt wackelte er zu dem Fußteppich vor dem Schreibtisch seines Gebieters, lockerte das schöne weiche Wollbett noch ein paarmal mit den Vorderpfoten, drehte sich zweimal um sich selbst und rollte sich dann mit einem Seufzer der Befriedigung zusammen, um die wohlverdiente Ruhe eines Feldherrn nach gewonnener Schlacht zu genießen.



Wie Stropp der Hund wieder freikam.

---





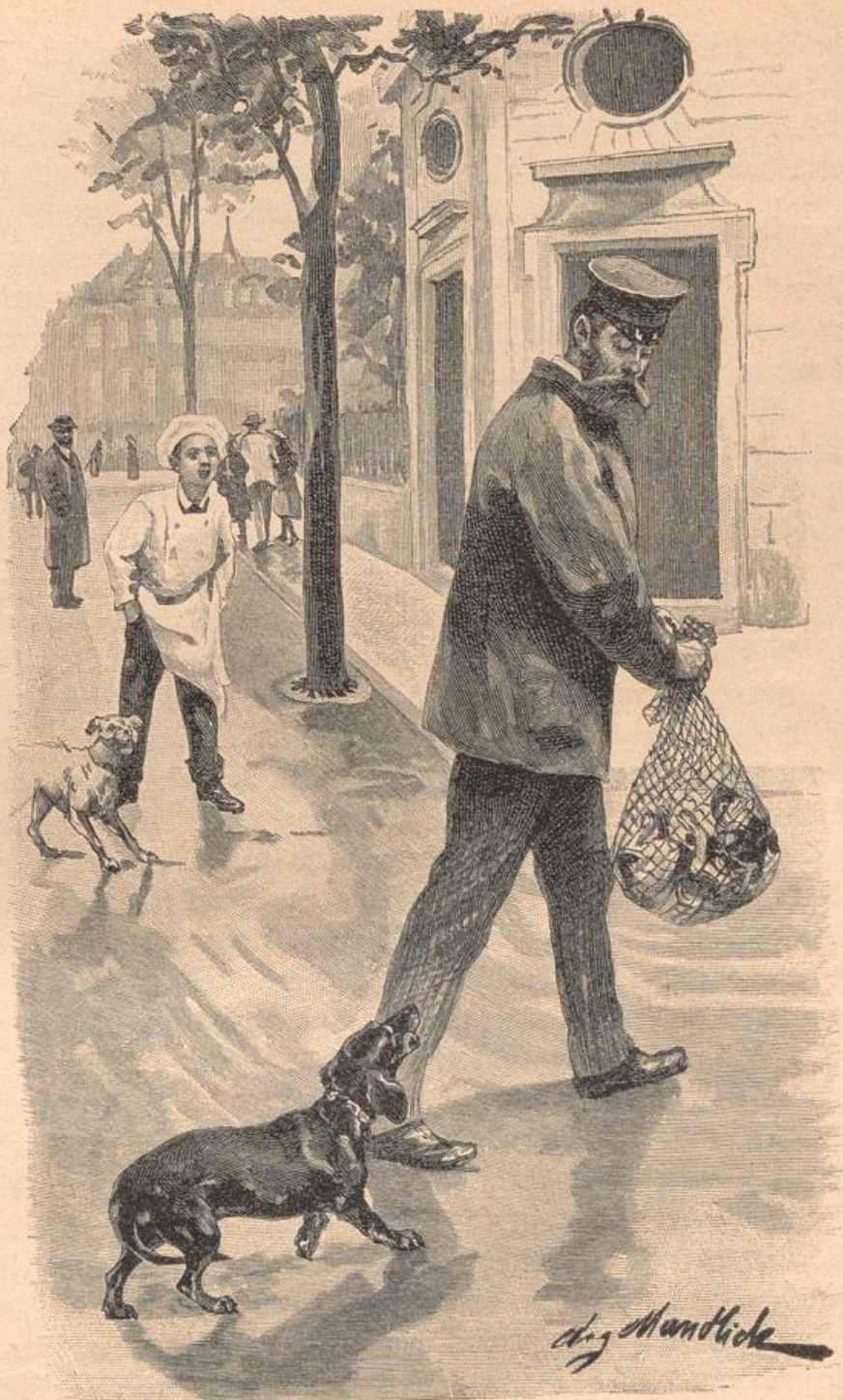


**S**tropp der Hund war in eine ganz neue Stellung getreten.

Bis jetzt hatte er das menschliche Leben eigentlich nur von der Junggesellenseite kennen gelernt. Sein erster Herr war nicht bloß Hagestolz, sondern sogar Redakteur gewesen, und bei dem alten Ehepaar Schmitz in der Milch- wirtschaft oben am Berge, dem Stropp eine Zeitlang Milch und Eier teils be-

wachte, teils stahl, war auch nicht viel von Haushalt zu spüren gewesen. Jetzt aber war Stropp in einen wirklichen Haushalt gekommen, und noch dazu in einen ganz frisch gegründeten, mit neuen Möbeln und jungfräulich leuchtenden Teppichen. Gleich nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise hatte ihn sein Herr, Doktor Karl Saffen, feierlich abgeholt und in das neue Heim eingeführt als wesentlichsten Bestandteil seiner eheherrlichen Aussteuer, die an weiteren Hauptstücken noch eine Bibliothek, einen Schaukelstuhl, zwei Tabakstöpfe, vier kunstvoll gezierte Bierseidel und eine Sammlung angerauchter Meerschaumköpfe aufwies. Alle diese

wertvollen Dinge verwies Frau Ulla in das Studierzimmer ihres Gatten und ließ ihm die Herrschaft über sie; Stropp aber nahm sie sogleich unter ihre ganz besondere Obhut und verteilte ihre erzieherische Thätigkeit unparteiisch auf ihn und seinen Herrn. Zunächst unternahm sie es, nach einer sorgfältig ausgedachten, von täglichen Waschungen unterstützten Diät ihren vierfüßigen Adjutanten von seiner zunehmenden Beleihtheit zu befreien, die sie schon lange mit Mißfallen betrachtet hatte. In dem weitläufigen Hause, wo sein Herr als Junggesell gewohnt, hatte Stropp der Hund sich durch sein in jeder Hinsicht einnehmendes Wesen und seinen Ruf als Lebensretter und Chestifter die Herzen aller Bewohner, insbesondere weiblichen Geschlechtes, gewonnen und dies sehr umsichtig ausgenutzt, so daß er, kleinere Imbisse abgerechnet, durchschnittlich immerhin fünf bis sechs Mahlzeiten am Tag einnahm. Der Herr Doktor ärgerte sich selbst wohl einmal darüber, — „was macht das?“ dachte Stropp; „er ist ja Gott sei Dank tagsüber meist in seinem Museum, und gegen den vereinten Willen mehrerer Weiblichkeiten vermag ein Mensch doch nichts, das weiß ich!“ Mit Behmut erinnerte er sich vor der einfachen und wohlabgemessenen Haushundskost, die ihm seine Herrin jetzt vorsetzte, an jene Fleischtöpfe Aegyptens. Allmählich aber fügte er sich philosophischen Sinnes in das Unabänderliche, zumal es ihm doch schmeichelte, von einer so schönen Dame bedient zu werden, und schließlich lernte er selbst die Vorteile einer schlanken Leibesgestalt schätzen. Schwerer hielt es, ihn von einigen irrigen Ansichten zu befehren, denen er bis dahin zwanglos gefolgt war und welche die Natur selbst mit der ganzen Anlage seines krummbeinigen Gestells begünstigt zu haben schien. Seine unschuldigen Versuche, auch im neuen Reiche nach seiner Väter Sitte Löcher in frischbestellte Gartenbeete zu graben und in den Ecken der Sofas und Polsterstühle Knochen für etwaige schlechte Zeiten zu verstecken, schlugen ihm übel aus. Mit unwilligem Erstaunen erfuhr er, bei solchen und anderen Missethaten erwischt, daß auch die Berührung einer zarten Frauenhand unter Umständen in der Muskulatur schmerzhaft Empfindungen hinterlassen kann. Bei alledem entschädigte ihn aber doch die Fülle



Plötzlich aber sah er, wie ein wildaussehender Mann ein Netz über seine graue Freundin warf und die laut Jammernde in einen Karren schleppte. (S. 42.)

von lehrreichen Wahrnehmungen über menschliche Verhältnisse, mit der er in der neuen Umgebung seinen Wissensschatz noch bereichern konnte, und nach einigen Monaten war er ein ganz lieber Hund nach dem Herzen seiner Herrin geworden, lag still und bewegt, im zufriedenen Austausch verständnisvoller Blicke zu ihren Füßen vor dem Arbeitstischchen und begleitete sie mit angeborener Würde auf Einkäufe und Besuchsgänge, wo er dann vor der fremden Hausthür auf sie wartete und die Wieder-gewonnene mit Wedeln und Tanzen begrüßte.

Eines Tages aber ließ sie ihn ungewöhnlich lange warten. Sie war auf einen Augenblick zu einer Freundin hineingegangen, die auch erst seit kurzem verheiratet war, und Frauengespräche unter diesen Umständen dauern meist etwas länger. Unterdessen saß Stropp der Hund vor der Hausthüre und langweilte sich. Es war ein sehr warmer Frühsommervormittag, die Sonne brannte ihm heiß auf den schwarzen glänzenden Pelz, und die Vögel in den Bäumen der Allee fangen so schön, wie er es schöner selbst im Walde nicht gehört hatte. Das alles ließ in seinem von überflüssigem Fett befreiten Herzen süße Empfindungen und Träume erwachen. Da streifte eine silbergraue Möpsin vorüber und sah schon von fern schalkhaft und verlockend aus ihren Achataugen zu ihm hin. Stropp der Hund unterlag der Versuchung, er ließ sich von der Schönen bethören und folgte ihr, die ihn mit lustigem Necken und Springen bis in die große Hauptallee entführte. Dort trafen sie noch Gesellschaft, Damen und Herren, alles sehr gebildete Hunde aus guten Häusern, und wurden freundlich aufgenommen. Die anderen Herrschaften trugen sämtlich Maulkörbe, denn die Hauptallee gehört bereits zur Stadt und in dieser gilt der Maulkorbzwang, während Stropp und die Möpsin aus der Vorstadt kamen, wo man den Hunden das Maul nicht verbindet. Im Vollbewußtsein seines Reservatrechtes schnüffelte er stolz und mitleidig an den Fesseln seiner städtischen Freunde herum. Plötzlich aber sah er, wie ein wildaussehender Mann mit schwarzem Bart ein Netz über seine graue Freundin warf und die laut Jammernde in einen Karren schleppte. Mit zornmütigem Gebell warf er sich dem Räuber entgegen, indes die

erfahrenen Stadthunde sich darauf beschränkten, aus der Ferne Einsprache zu erheben. Aber unversehens erwischte ihn ein Gehilfe des Schrecklichen an seinem geräumigen Nackenfell und schleppte auch ihn in den Kerkerwagen, wo bereits mehrere Leidensgefährten stumpfsinnig glockend sie empfangen.

Eine Stunde darauf hockte Stropp der Hund in einem engen und unsauberem Drahtkäfig, der in der Ecke eines ebenso ungastlichen Schuppens stand. Um ihn herum lagen die Möpfin und seine anderen Mitgefangenen, alle teilnahmslos füreinander, ganz besessen und gelähmt von der Angst für ihr eigenes wertles Leben. Selbst Stropp vermochte nur mit Mühe seine große Seele in etwas aufrecht zu halten. Was ihn am meisten beunruhigte, war der Anblick gewisser dunkler Gegenstände, die an Stangen in dem Schuppen hingen; mit Schaudern erkannte er in ihnen die frisch abgezogenen Felle von Angehörigen seines Volkes. Sein einziger Trost war das muntere Gebell, welches ab und zu von der Straße herüber klang. Es gab also doch noch eine Freiheit für das Geschlecht der Hunde. Fest nahm er sich vor, diese Freiheit wiederzugewinnen, es koste, was es wolle.

Indessen dauerte es noch manche lange heiße Stunde, bis sich die erste Gelegenheit zu bieten schien. Der schwarzbärtige Feind der Hunde trat an den Käfig heran, mit ihm ein alter würdiger Herr in feinen Kleidern mit einer mächtigen Brille auf der Nase. Dieser spähte durch das Drahtgitter und rief mit sanfter kummervoller Stimme: „Blinde! Blinde!“

Stropp überlegte nur einen Augenblick. „Eigentlich hat mich ja noch nie einer so gerufen,“ dachte er, „aber gleichviel, wenn er mir nur hinaushilft.“ Somit kroch er beherzt über seine unthätigen Genossen an die Gitterthür und wedelte recht liebenswürdig.

„In der That, das ist sie!“ rief der greise Herr erfreut. „Könnte ich das Tier, bitte, schon gleich mitnehmen? Meine Droschke wartet draußen, ich würde es mit hineinnehmen, damit es nicht noch einmal dem Strafparagrafen verfällt.“

„Wenn der Herr Geheimrat mir die Auslieferung beschleunigen wollen,“ erwiderte der schwarze Mann, „das Straf-

mandat kommt später — ich bitte nur um eine Mark fünfzig Pfennig Futterkosten.“

Stropp traute seinen Ohren nicht, als er diesen Mann von Futter reden hörte. Indes begnügte er sich, ihm einen bezeichnenden Blick zuzuwerfen; denn schon hatte der alte Herr die Bescheinigung unterschrieben, das Geld bezahlt und trug ihn nun vor die Thür, in die Droschke.

Neugierig beschnüffelte Stropp die Kleider seines Retters, der dies für Zärtlichkeit hielt und ihn freundlich streichelte. „Gänzlich unbekannt,“ dachte Stropp. „Neugierig bin ich, wo das hinausläuft. Es scheint übrigens ein sehr netter Onkel zu sein. Die Hauptsache ist, daß ich heraus bin, und mir keiner den Rock abzieht.“ Zufrieden putzte er sein dunkles Fell.

Vor einem schönen großen Hause hielt der Wagen. Unter der Thür standen eine würdige alte Dame, ein schönes junges Mädchen, und dahinter lugte eine schmucke Magd hervor. „Hast du sie, Papa?“ rief das junge Mädchen.

„Natürlich, mein Kind!“ sagte der alte Herr zufrieden und lockte seinen Schützling heraus: „He, Mlinde, komm her!“ Schweifwedelnd sprang Stropp der Hund aus dem Wagen und stellte sich den Damen vor, indes der alte Herr den Kutscher bezahlte und wegschickte.

Die Damen belohnten Stropp's Huldigung mit zärtlichem Liebkosen. Da sagte auf einmal die Magd:

„Gnädige Frau, das ist gar nicht unsere Mlinde.“

„Na, nun wird's gut!“ dachte Stropp und schmiegte sich einstweilen respektvoll an das junge Mädchen.

Erst jetzt betrachteten die Damen den Hund mit kritischen Blicken. Die Entdeckung entfesselte einen Sturm entrüsteter Reden, vor dem der kurzsichtige alte Hausherr sein graues Haupt hilflos neigte. Seine Verteidigung beschränkte sich auf den einzigen Hinweis, daß sonst kein Dackel beim Hundefänger gewesen und das fremde Tier auf den Namen gefolgt sei.

„Sieh mal, Mama,“ meinte die Tochter, „die Ähnlichkeit ist aber wirklich sehr groß, und wie freundlich er thut! Vielleicht ist es ein Bruder von unserer armen Mlinde!“

Die Mama seufzte. „Vorläufig müssen wir ihn denn wohl behalten. Es ist nur ein Glück, daß wir für alle Fälle die Anzeige in die Zeitung gesetzt haben. Aber

ein artiges Tierchen ist es wirklich. Sieh mal, jetzt gibt er mir von selbst Pfötchen, es ist ordentlich, als



*Handgezeichnet*

ob er mir danken wolle, daß wir ihn einstweilen hier behalten.“

Sie hatte Stropp's Empfindungen vollkommen richtig gedeutet. „Die Sache macht sich,“ dachte er, und in der That wurde



ihm nun sogleich die beste Verpflegung zu teil, so daß er sich, zufrieden die Nase leckend, sagte: „Diese Alinde hat beinahe eine so gute Herrschaft wie ich. Schade, daß wir mit den Leuten nicht in näherem Verkehr stehen.“

Auch die Damen fanden in Stropp's Gesellschaft einigen Trost, und nur der Herr Geheimrat blieb höchst mißgestimmt. Schmerzlich empfand dies ein Student, den er gerade auf diesen Nachmittag bestellt hatte, um für das bevorstehende Examen eine kleine Vorprüfung mit ihm anzustellen. Es war ein hübscher junger Mann aus guter Familie, Fräulein Ida, die Tochter, schätzte ihn sehr, und auch den Geheimrat hatte er bis jetzt keinen Grund zu fürchten. Heute aber stellte der alte Herr so kitzlige Fragen und war so unwirsch, daß dem Studenten angst und bange wurde. „O weh,“ dachte er, „heute komme ich auf den Hund!“

Der Herr Geheimrat schien den Gedanken seines Examinanden zu erraten. „Wenn ich nur wüßte, was wir mit dem Hund anfangen sollen!“ brummte er mitten zwischen eine ziemlich verworrene Auseinandersetzung des Studenten. „Ja, wenn Sie mir das wenigstens sagen könnten!“

Der Student erkundigte sich höflich nach der Sachlage. Er glaubte, Alinde sei vielleicht erkrankt, und war fest entschlossen, auf alle Fälle Schwefelblüte vorzuschlagen, das einzige Mittel aus der Hundeheilkunde, welches er kannte.

Der Geheimrat setzte ihm auseinander, um was es sich handle, und rief seiner Tochter, daß sie den fremden Hund heraufbringe. Die Tochter kam, die falsche Alinde lockend, die ihr willig, aber vorsichtig folgte, und warf dem Studenten einen Blick ermutigender Bärtlichkeit zu.

„O,“ sagte der Beglückte, „den Hund glaube ich zu kennen. Ich habe ihn mehrmals mit einer Dame in den Alleen gesehen, es ist, glaube ich, die junge Frau des Doktors Sassen vom Altertumsmuseum. Wenn ich mich einmal in die Wohnung des Herrn Doktors verfügen dürfte — er wohnt draußen hinterm Botanischen Garten —“

„Ach ja, thun Sie das, mein lieber junger Freund,“ sagte

der Herr Geheimrat, „thun Sie es gleich, wir können unsere Angelegenheit ja später erledigen, es war ja soweit alles ganz gut — nehmen Sie den Hund gleich mit, nehmen Sie eine Droschke, ich habe ihn auch so hergebracht.“

„Wenn er aber nicht dorthin gehört, so bringen Sie ihn wieder, nicht wahr?“ bat Ida.

„Ich werde auf jeden Fall so- gleich Nach- richt bringen,“ erwiderte ihr Verehrer mit verständnis- vollem Blick.

„Das wäre also die dritte Wagenfahrt heute,“ dachte

Stropp der Hund, als er mit seinem

neuen Geleits Herrn in der Droschke saß, „nun bin ich gespannt, wohin es diesmal geht.“ Allmählich aber erkannte er befreundete Ge- silde und fing an, hoffnungsfroh

zu wedeln. Wie ward ihm erst, als der Wagen um den Botanischen Garten bog und im Abendshimmer die heimat- liche Stätte vor seinen Augen lag! Mit einem gewalti- gen Satz sprang er vor dem Hause seines Herrn über den Wagenschlag, und als Herr und Frau Doktor die Thüre öffneten, gab es einen Auftritt gerührten Wiedersehens, wel-



cher dem Studenten sogleich die Richtigkeit seiner Vermutung bewies.

Während dieser nun aber Bericht erstattete, hatte Stropp der Hund im Hause einen neuen Besuch entdeckt, ein Mitglied seines Stammes, krummbeinig, schlappohrig und schwarz mit gelben Handschuhen wie er. Grimmig knurrend fuhr er auf den Fremdling los, sein Zorn aber legte sich und machte zärtlicheren Regungen Platz, als er merkte, daß er es mit einer Dame zu thun habe.

„Ja, denken Sie sich, wie komisch,“ sagte die Frau Doktor zu dem Studenten, „das Tierchen hat uns der Milchjunge vor ein paar Stunden gebracht. Er hat es draußen auf einem Bauhof gefunden, und weil er meinte, es sei unser Hund, hat er es hierher gelockt.“

„Ich möchte wetten,“ sagte der Student, „daß es des Herrn Geheimrats Hund ist.“

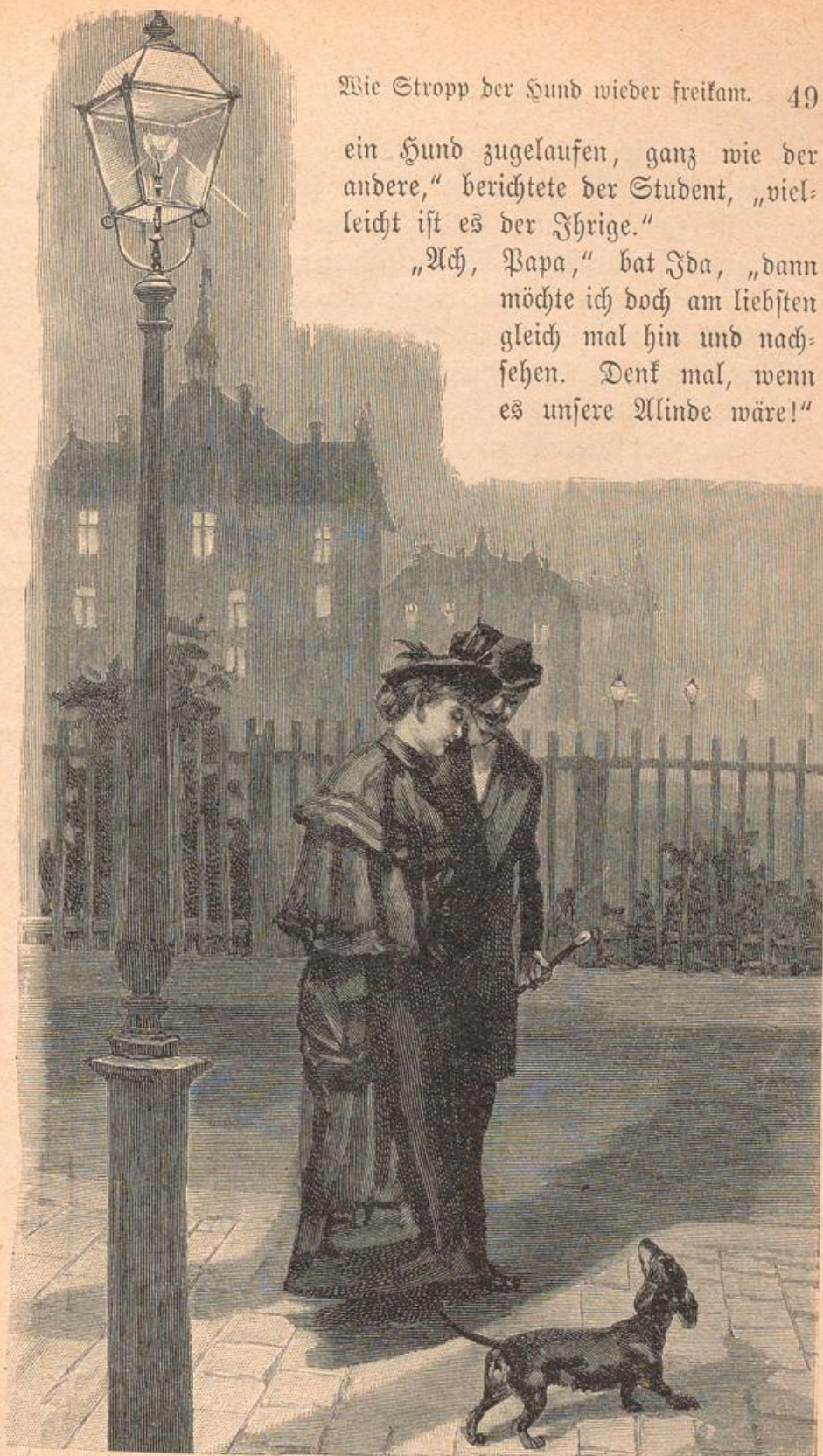
„Wenn das ist, so könnten Sie ihn vielleicht gleich mitnehmen,“ bemerkte Doktor Saffen.

Der Student überlegte, er schien dabei auf einen sehr angenehmen Einfall zu kommen. „Ach,“ meinte er lächelnd, „wenn Sie gestatten, so bitte ich doch lieber den Herrn Geheimrat, das Tier erst hier agnoszieren zu lassen. Es ist ja in so guten Händen. Auch weiß ich ja nicht, wie der Hund des Herrn Geheimrat heißt,“ sagte er und schwindelte ein bißchen. „Ich glaube Juno. — He, Juno, Juno, hierher!“ rief er dem fremden Dackel zu. Der zuckte nur verächtlich mit den langen Hängeohren und setzte seine Unterhaltung mit Stropp fort. „Sehen Sie, am Ende ist er es doch nicht.“

Als der Student wieder vor dem Hause des Geheimrats vorfuhr, erwartete ihn Fräulein Ida vor der Thür. Sie bat ihn, im Namen ihrer Mama, doch in seinen Bekanntenkreisen über die Hundegeschichte zu schweigen, Papas wegen. Das versprach er natürlich. Im Hereintreten wechselten sie noch leise ein paar Worte — die Droschke hielt noch draußen. Dann gingen sie hinauf. Dem Geheimrat fiel ein Stein vom Herzen, als er hörte, daß der fremde Hund wieder bei den Seinen sei, und er belobte seinen klugen Schüler sehr. „Es ist auch dort

ein Hund zugelaufen, ganz wie der andere," berichtete der Student, „vielleicht ist es der Ihrige.“

„Ach, Papa," bat Ida, „dann möchte ich doch am liebsten gleich mal hin und nachsehen. Denk mal, wenn es unsere Blinde wäre!“



Muellenbach, Auf der Sonnenseite.

„Wenn ich das gnädige Fräulein hingeleiten dürfte, der Wagen hält noch?“ fragte der höfliche junge Mann, und richtig saßen sie fünf Minuten später in der Droschke und fuhren hinaus nach der Vorstadt. Alinde feierte mit ihrer jungen Herrin ein stürmisches Wiedersehen, nahm aber auch von Stropp zärtlich Abschied, welcher betäubt die Ohren senkte. Dann gingen die drei durch die laue Juninacht zu Fuß heim, alle sehr zufrieden und zukunftsfreudig.

Ein paar Monate nach diesem ereignisvollen Tage saßen der Herr Geheimrat mit Frau Gemahlin und Tochter im volkreichen Stadtgarten auf der Restaurationsterrasse um eine Pfirsichbowle, und der Student saß auch bei ihnen. Er hatte aber mittlerweile sein Rigorosum bestanden, hieß Doktor und bereitete sich jetzt auf die akademische Laufbahn vor. Im Hause des Geheimrats war er seit jenem Tage ein häufiger und bei den Damen sehr willkommener Gast geworden. Auch der alte Herr hatte den bescheidenen, netten und gescheiten jungen Mann recht lieb gewonnen, und bereits begann man in befreundeten Familien zu überlegen, ob man wohl noch in diesem oder im nächsten Jahre dem jungen Doktor und Ida zur öffentlichen Verlobung zu gratulieren habe.

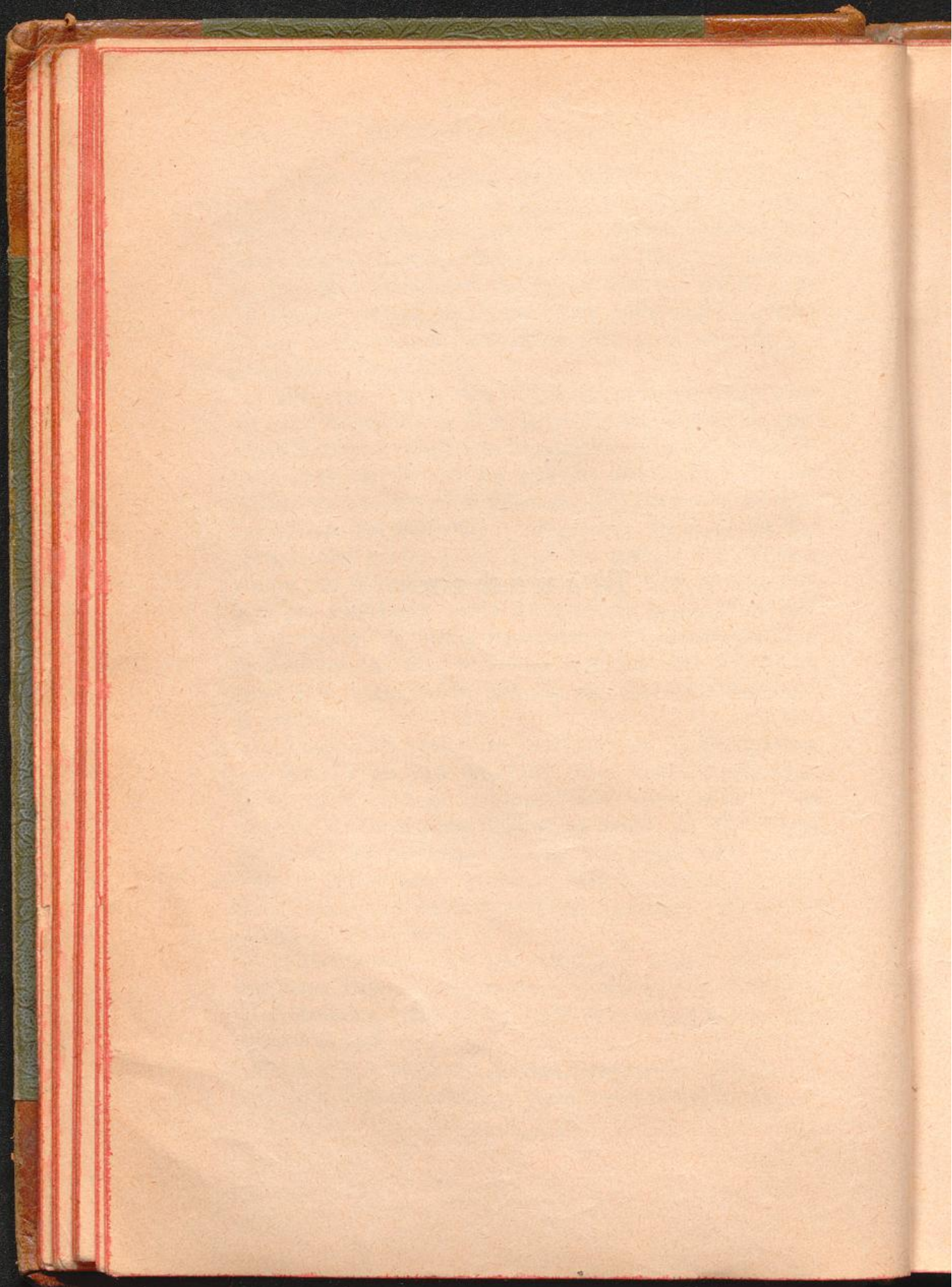
Während die Familie nun so behaglich um die Bowle herum saß, bemerkte der Herr Geheimrat neben seinem Stuhle einen Hund, den er durchaus für seine Alinde halten mußte. Das wunderte ihn, denn seines Wissens lag Alinde zur Zeit daheim und konnte die Herrschaft nicht begleiten, wegen eines Hindernisses in Gestalt von sechs jungen blinden Hündchen, krummbeinig, schwarz mit gelben Handschuhen. „Alinde!“ rief er leise, um sich zu vergewissern.

„Aber Papa,“ lachte Ida, „das ist ja Stropp, der Hund von Doktor Saffens, sie haben gerade drüben an dem Ecktischen Platz genommen,“ und zugleich nickte sie freundlich nach den Genannten hinüber.

„So, so,“ machte der Geheimrat nachdenklich, „also Stropp heißt dieses Tier. Merkwürdig. Damals hieß es doch Alinde . . .“

M ä u s c h e n.

---



1.



in freundliches geräumiges Zimmer mit zwei hohen Bogenfenstern, die auf einen wohlgepflegten Garten hinausgehen. Die Einrichtung halb die eines Schulsaales, halb die eines behaglichen Wohnzimmers. An den Wänden hängen Landkarten, aber auch eine zierlich geordnete Sammlung von Photographien in vornehmen dunklen Rahmen, ausschließlich Damenporträts, darunter zwei Gruppenbilder. Auf

einem „stummen Diener“ steht ein mächtiger Globus, anmutig umgeben von eleganten Sticrahmen und Nähkörbchen. Es ist ein Schulzimmer, aber ersichtlich von Damen geleitet und von solchen, die es werden wollen, besucht. An dem Rokokoarbeits-tischchen, das auf zwei Stufen hoher Estrade zwischen den Fenstern steht, sitzt Frau Doktor Ulrich, seit dem Tode ihres Mannes die Besitzerin und Leiterin des vornehmsten Pensionats in der schönen Universitätsstadt. Sie liebt es, persönlich die Ehrenwache zu übernehmen, wenn Professor Seeling ihren dem-nächstigen Abiturientinnen Litteraturgeschichte vorträgt.

Bei seinen Hörerinnen genießt Professor Seeling die vorteil-



hafteste Stellung, die ein Mädchenlehrer haben kann: ein Fünftel Furcht und vier Fünftel Schwärmerei. Man kann ihn nicht um den Finger wickeln wie den alten Zeichenlehrer Rabe, er ist mit seinem dichten roten Schnurrbart und den männlichen kräftigen Zügen kein Bild eines sanften Adonis wie der junge Pastor Frommlieb, aber er ist weit mehr als sie alle — er ist „furchtbar interessant“. Die leisen Schauer möchte man nachher um nichts missen, die einen — oder vielmehr eine — überrieseln, wenn er so mit einem blitzschnellen Ruck den goldenen Kneifer abspringen läßt und, die grauen Augen gemüthlich auf eine richtend, langsam sagt: „Was Sie uns da eben erzählen, Fräulein von Siegendorf“ — oder „Fräulein Menzel“ — oder „Fräulein Meyer“ — auf die hat er es besonders abgesehen — „ist mir sehr wertvoll. Also Goethe ist in Königsberg auf die Welt gekommen? Das hat man mir in der That noch niemals verraten.“ Und dann setzt er den Kneifer wieder auf und fährt in mildem Tone fort: „Nun, schließlich muß es ja irgendwo gewesen sein. Aber sagen wir lieber: in Frankfurt am Main.“ Dabei lächelt er ein wenig, und dann sieht man, was für schöne Zähne er hat. Aber sein Vortrag ist doch noch viel schöner. Paula Meyer hat neulich laut geweint, als er Körners Tod schilderte, und alle stimmten darin überein, daß Körner genau so ausgesehen haben müsse wie Professor Seeling.

„Und dabei hat er es nicht einmal nötig,“ bemerkte Thusnelde Lehmann. „Er brauchte uns gar nichts vorzutragen. Sein Vater ist fabelhaft reich: Buckskin und Wollwaren. Er ist Konkurrent von uns. Auch von euch, Margot, aber ihr fabriziert ja jetzt mehr Halbseide.“ — Also ein freiwilliger Wohlthäter!

## 2.

Die Nachmittagssonne lugt zwischen den weißen Vorhängen durch und läßt ihre goldroten Strahlen wohlgefällig über die hübschen Köpfe spazieren, von Paula Meyers blonden Locken zu dem pechschwarzen Zopf ihrer Nachbarin Thusnelde Lehmann. Jetzt blinkt sie gar ganz unverschämt in den Spiegel an der

Wand, und der Widerschein blendet die blonde Hamburgerin Paula so sehr, daß sie errötend das Köpfchen auf Schillers dritten



Band neigt — oder ist es, weil der Professor, der ihr gegenüber sitzt, sie gerade so scharf angesehen hat?

Sie faßt sich aber und beginnt mit schulmäßigem Tonfall die gewünschte Inhaltsangabe des „Don Carlos“ zu liefern.

„Don Carlos wurde geboren 1545 und entstand von 1783 bis 1787. Der tragische Konflikt in diesem Drama beruht darauf, daß Don Carlos seine Schwiegermutter liebt . . .“

„Das gesteh' ich,“ unterbricht sie der Professor, indem er sie mit unendlichem Vergnügen ansieht, „das ist doch einmal ein tragischer Konflikt, wie er sein soll. Woher haben Sie denn diese Weisheit, Fräulein Meyer?“

„So haben wir es aus dem Lehrbuche in der Prima gelernt,“ versichert die Gekränkte mit der Ruhe des guten Gewissens.

„So, so. Ja, da haben Sie sich leider verlernt. Selbst in einem Lehrbuch dürfte so etwas nicht stehen. Die Königin Elisabeth ist nicht die Schwiegermutter des Infanten, sondern — bitte, Fräulein Lehmann?“

„Die Stiefmutter — Huh!!“

Und „Huh! Huh!“ tönt es auf beiden Seiten des Tisches, und im nächsten Augenblick hat Professor Seeling die Freude, seine schönen Zuhörerinnen unter einem wesentlich erhöhten Gesichtspunkt zu betrachten. Sie stehen oder knieen nämlich auf ihren Stühlen oder sitzen auf dem Tisch. Mit beiden Händchen raffen sie die Kleider eng zusammen, und angstvoll starren die blauen, grauen, braunen und schwarzen Augen in eine dunkle Zimmerecke.

„Eine Maus! Eine Mau — Mau — Maus!!“

Nur drei haben ihren Platz bewahrt: Frau Doktor, die von ihrem erhöhten Sitz aus umsonst ermahnt und beruhigt, der Professor, dem der Vorfall eine innige Freude zu bereiten scheint, und die Maus, welche vor Schreck einem Schlaganfall nahe ist. Nun steht der Professor langsam auf, die Maus huscht in den Winkel — erneuter allgemeiner Aufschrei — und verschwindet, der Professor aber untersucht mit dem Zeigefinger die Ecke — diesmal nur ein Schrei, und den stößt Paula aus — dann nimmt er einen marmornen Briefbeschwerer vom Schreibtischchen und legt ihn bedächtig vor das entdeckte Mauseloch.

Die jungen Damen nehmen ihre Plätze wieder ein, sehr verwirrt, sehr erhitzt und sehr beschämt.

„So, meine Damen, der Feind ist vorläufig geschlagen und eingesperrt. Ja, die Mäuse! Die alten Aegypter, wie Ihnen Professor Ebers jedenfalls schon irgendwo verraten hat, fürchteten sie als das Tier des Todes. Merkwürdig, wie zähe sich manche von diesen altägyptischen Vorstellungen erhalten haben. — — — Darf ich bitten, fortzufahren, Fräulein Meyer?“

## 3.

„Sie sind der Held des Tages, Herr Professor,“ bemerkte Frau Doktor Ulrich lächelnd, als sie vor der nächsten Litteraturstunde mit dem jungen Professor allein in ihrem hübschen „Studierzimmer“ saß. „Eigentlich sollte ich es Ihnen gar nicht verraten, aber es ist Thatsache, daß Sie seit Ihrem glorreichen Mäusesieg von meinen Mädchen wie ein Lohengrin bewundert werden. Aber nun raten Sie mir einmal, lieber Professor, was soll ich gegen diese schrecklichen Mäuse machen? Nie hätte ich geahnt, daß sich ein solches Tier in unserem Hause aufhält.“

„Aber ich bitte — in einem Hause, wo so viel Süßes beisammen ist! Mäuse lieben Süßigkeiten. Uebrigens empfiehlt man gegen diese Tiere die Anwendung von Katzen.“

„Wir haben aber keine Katze!“

„Ich werde mir ein besonderes Vergnügen daraus machen, Ihnen eine zu besorgen.“

„Wirklich, wollten Sie das? Ach, wie reizend! — Meinen besten Dank im voraus!“

„Bitte! Wünschen Sie das Tier in Grau, Weiß, Schwarz oder Rot, oder ziehen Sie Melange vor?“

„Ganz nach Ihrem Belieben, bester Professor! — Beiläufig, wie gedenken Sie die nächsten Stunden — leider sind es ja nur noch drei bis zum Semesterschluß! — zu verwenden? Wollen Sie bis zu Ende mit Ihren Wiederholungsfragen fortfahren?“

„Es wäre zu grausam. Mit Ihrer Erlaubnis gedenke ich heute das Examen abzuschließen und den Rest der Stunden auf die Annette von Droste-Hülshoff zu verwenden; sie gehört jeden-

falls von allen Dichterinnen am ersten in unsere Litteraturstunden."

"Ein reizender Gedanke, lieber Professor! Meine Mädchen werden sich sehr freuen." — — —

## 4.

"Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt eine Katze herbekomme," murmelte Hans Seeling, als er nach seiner Vorlesung die Villa Ulrich verließ. "Da muß Freund Holm wieder einmal aushelfen, wozu ist die Presse denn da?" Dann hüllte er sich fester in den Mantel und schritt durch Märzsturm und Regenschauer der Altstadt zu. Sein Herz aber war der Zeit voraus. In lichthem Maienglanze stand vor seinem inneren Blick eine zarte Gestalt mit blonden krausen Haaren und blauen ernsthaft schauenden Augen, fast noch Knospe, doch die lieblichste Blüte verheißend. Es war so köstlich, vor diesem Bilde zu weilen, daß der einsame Wanderer schier verstimmt ward, als er sich nach einer halben Stunde vor der „Villa Medici“ angelangt fand.

Die „Villa Medici“ war ein altes winkliges Haus mit gefährlich steilen Treppen und schmalen dunklen Gängen, unweit der Klinik. Ihren Namen hatte sie daher, daß stets eine Anzahl Assistenzärzte und Kandidaten der Medizin dort hauste. Auf dem Treppenabsatz des zweiten Stocks stand ein wohlgefügtes Skelett, das in der erhobenen Rechten zwei Visitenkarten hielt; auf der Karte rechts stand gedruckt „Dr. med. Engelbrecht“, auf der linken mit Bleistift geschrieben „Otto Holm, Vertreter der Presse“.

„Ein netter Vertreter!“ brummte der Professor und klopfte an der ersten Thür links an.

Ein starker Tabaksqualm füllte das ziemlich große, im stillosen Stile der Studentenbuden hunt möblierte Zimmer und lagerte besonders dicht um das Haupt des am Schreibpult sitzenden Bewohners, „wie eine Wolke um die ambrosischen Locken des Zeus,“ meinte Otto Holm. Er trug einen geblünten Schlafrock, der mehr Löcher als Blumen zeigte. Links neben dem Pult stand

ein Bierhumpen neben einer dickbäuchigen Kanne, rechts lag auf dem Boden eine Anzahl beschriebener Blätter wüst durcheinander.

„Willkommen in der Klausur!“ rief der Reporter, indem er seinem Freunde herzlich die Hand schüttelte. „Es ist dir vergönnt, einen Blick in die Werkstatt des schaffenden Geistes zu thun. Hier aus diesem Krüge strömt das elektrische Fluidum durch meine Rehle in die Hand, von dort durch die Feder aufs Papier, welches



sich unten rechts am Boden niederschlägt. Sammle ich hernach diese Blätter, zähle die Zeilen, multipliziere mit fünf und dividiere durch die schlechte Laune der Redaktion, so habe ich das Ergebnis des chemischen Prozesses in Reichspfennigen ausgedrückt.“

„Was schreibst du denn da eigentlich?“ fragte der Professor, indem er sich vorsichtig auf ein ächzendes Sofa niederließ und die angebotene Zigarre anzündete.

„Ach, nichts von Bedeutung,“ erwiderte der Reporter. „In diesem Rattenest passiert ja überhaupt nichts während der Universitätsferien. Drei Diebstähle, ein verlegtes Kind und ein

Zimmerbrand, das ist die ganze Ausbeute meines heutigen Feldzugs. Aber ein großartiges Feuilleton über merkwürdige Beispiele von treuen Hunden habe ich da eben hingelegt. Großartig, sage ich dir! Ich hätte nie gedacht, daß ich so lügen könnte."

Der Professor schüttelte den Kopf. „Du solltest doch suchen, auf einen anderen Zweig zu springen, Otto!" meinte er.

„Ja," erwiderte der andere, „spring du mal gütigst! Das Glück ist mir nun einmal nicht so treu geblieben wie du, alter Freund und Leibbursch. Die Welt will es mir nicht verzeihen, daß sich das Referendarexamen hartnäckig weigerte, von mir bestanden zu werden. Wie ungerecht! Alexander der Große hatte auch niemals sein Referendarexamen gemacht. Hat man es dem je nachgetragen?"

„Du hast aber noch mehr gethan, Otto, zum Beispiel ein Vermögen durchgebracht."

„Erlaube, lieber Freund, drei Vermögen. Du vergiffest die Vermächtnisse meiner beiden Erbtanten. Und wenn meine dritte Erbtante nicht noch immer so schwer zu leiden hätte, so hätte ich heute das vierte Vermögen sicher."

„Und würdest es auch durchbringen."

„Nein, Hans, da thust du mir doch unrecht. Ich sage dir, ich bin im besten Gange, mich riesig zu versittlichen. Ja, sieh mich nicht so zweifelsüchtig an. Das sind die Wunder der Liebe!"

„Der wievielten?"

„Der letzten, Freund!" versicherte der Reporter begeistert.

„Ach, ich sage dir, ein Mädchen — ein Herz wie — wie . . ."

„Sagen wir: wie Gold," ergänzte der Professor. „Na, Otto, wenn's diesmal Ernst ist, mich soll's freuen. Aber weshalb ich eigentlich herkam — kannst du mir eine Katze verschaffen?"

„Kuriose Frage. Die ‚Villa Medici' wimmelt von diesen Tieren. Unsere alte Philöse besitzt allein ein ganzes Rudel."

„Es muß aber ein hübsches sauberes Tierchen sein. So eine weiße oder weißgraue, verstehst du, mit weichen langen Haaren."

„Ja, die hat der Doktor Engelbrecht nun gerade gestern mitgenommen, der Unmensch. Er macht Versuche über Gegenmittel gegen Schlangengift, weißt du. Aber wenn du eine schwarze annimmst — garantiert stubenrein, da nimm sie, sie sei dein!“

Damit hatte Otto Holm bereits aus einem halbgefüllten Wäschekorb einen kleinen fauchenden Sammetballen hervorgeholt, der sich als ein wirklich sehr hübsches Käzchen entpuppte.

„Du könntest mir aber auch einen Gefallen thun, lieber Freund,“ fuhr Holm fort. „Ich habe da eben an meinem Ueberzieher Dinge entdeckt, die nicht mehr zu entschuldigen sind. Wenn du mir vielleicht für diese letzten paar kühlen Abende — ich weiß, du hast zwei und wir sind ja wohl beide ziemlich von gleicher Figur —“

„Gerne,“ erwiderte der Professor. „Ich werde dir meinen anderen, gleich wenn ich nach Hause komme, senden. Hier diesen gebrauche ich schon, um die Kaze zu tragen.“

„Schön, besten Dank! Uebrigens sollst du zu der Kaze, nach deren Verwendung zu fragen ich zu zartfüßig bin, auch noch diese thönerne Maus in Lebensgröße haben.“

„Ei sieh, welch hübsches Kunstwerk!“ rief der Professor erfreut. „Wie kommst du denn dazu?“

Der andre lächelte schwermütig. „Unterpfand für fünf Mark, die ich dem Bildhauer Härlein in einer weihervollen Stunde gepumpt habe. Hin ist hin, verloren ist verloren! Weißt du, er sollte für den Medizinischen Verein eine weibliche Idealfigur liefern, eine Allegorie der Löfflerschen Entdeckung des Mäuse-typhusbacillus, was durch eine Maus zu den Füßen der Dame angedeutet war. Großartige Idee, was? Die Sache zerschlug sich aber, ehe der Thon trocken war. Darauf hat er dann die Maus entfernt und statt ihrer eine Zahnzange angebracht, naturalistisch, im Original. Das Kunstwerk hat er später dem Zahnärztlichen Klub als ‚Odontia‘ verkauft, aber die fünf Mark ist er mir schuldig geblieben.“



## 5.

Als der Professor das nächste Mal vor seinen Schülerinnen erschien, war auch Puffy das Käzchen da. Sie lag auf einem weichen Sessel nahe dem Ofen, labte sich an der behaglichen Wärme und schien für gar nichts anderes Sinn zu haben. Paula Meyer hatte ihr ein blaßblaues Sammetband um den Hals gefesselt, mit einer großen Schleife, deren Enden wie zwei große blaue Ohren über dem kugelrunden Katzenköpfe aufragten.

Fürs erste verlief die Stunde ohne Störung. Der Professor las vor aus den Gedichten der Annette von Droste-Hülshoff. Er las sehr gut und ausdrucksvoll. Mit atemloser Spannung lauschten die Mädchen. An die Katze dachte keines mehr.

Plötzlich klang mitten in die winterlich graufige Todeslandschaft, die sein Vortrag eben schilderte, ein leiser Klaps, wie wenn ein weicher Ball auf den Boden aufschlägt, dann ein ängstliches Piepsen, die jungen Damen schrieken auf, und als der Professor sich umwandte, hatte Puffy das vorwitzige Mäuschen bereits in die Mitte des Teppichs getragen und schickte sich an, der neuen Herrschaft die erste Vorstellung zu geben.

Die Maus piepfte und zappelte unter den angelscharfen Krallen. Nun lösten sich diese von ihr, sie glaubte sich frei und wollte weghuschen, aber sogleich fuhr die kleine Taze wieder mit einer blitzschnellen zierlichen Wendung in ihren Nacken, und das grausame Spiel begann von neuem.

In diesem Augenblick aber fühlte sich Puffy von einer übermächtigen Gewalt selber im Nacken gefaßt und emporgehoben. Ihre halbtote Beute zwischen den Zähnen, strampelte sie heftig und kratzte in großer Entrüstung mit den Hinterfüßen blindlings um sich. Eitel wie alle Katzen, hatte sie auf Lobsprüche und Streicheln gerechnet, und nun kam man ihr so. Es half ihr aber nichts, der Professor hielt fest und trug sie samt der Maus vor die Thür.

## 6.

Aus Paula Meyers Tagebuch.

. . . Und wie er sich dann hernach entschuldigte — ach, er und entschuldigen!! — und sagte, es gebe für ihn nichts Un-erträglicheres als diese kalte spielende Grausamkeit . . . Und dann



lächelte er, sein herrliches Lächeln, und strich sich mit der rechten Hand über die Stirn und sagte: er habe noch eine besondere Schwäche für die Mäuse, und erzählte, wie er als kleiner Junge mal so krank gewesen sei und so einsam, da habe ihm der alte Hausknecht seines Vaters ein paar weiße Mäuschen in einem Käfig gebracht, ganz reizende Tierchen, schneeweiß mit rosenroten

Mäschen und Neuglein, und das sei dann tage- und wochenlang seine größte Freude gewesen, und die eine konnte sogar singen, was ich entzückend finde!

Thusy sagt, er hätte mich immer dabei angesehen und mir hätten die Thränen in den Augen gestanden, was recht häßlich von ihr ist, aber ich glaube, sie hat recht. Es muß ja auch einen Indianer rühren, wenn ich mir das denke, so ein starker herrlicher Mann — er, der Herrlichste von allen!! — und dann hilflos und ans Lager gefesselt und hat nichts zur Unterhaltung als zwei kleine Mäuschen! O, hätte ich ihn pflegen können! Das heißt, damals war er ja noch klein, welch ein reizendes Kind muß er gewesen sein, ich wollte, ich hätte ein Bild davon!

O, dürfte ich ihn immer pflegen und brauchte ihn nie zu verlassen!!! Aber ach, nur wenige Tage noch, und dann . . . Ich habe mir heute in Schillers Gedichten „Des Mägdeleins Klage“ mit der Häkelnadel angestrichen — wie ganz empfinde ich da mit dem großen Dichter!! — — Oder sollte es — sollte es wahr sein, was Thusy neulich, als sie nachts zu mir herüber flüchtete, weil sie meinte, es könnten doch welche von den häßlichen alten Mäusen hier sein, und der Mondschein fiel so breit herein — da war sie wieder recht abscheulich und neckte mich und sagte — — — aber nein, erröte, meine Feder, und schweige!!!!

Thusy schläft schon, und ich will nun auch zu Bette gehen. In den anderen Zimmern ist auch schon alles dunkel und still, sogar drüben bei Getty und Margot, wo sie gestern so einen Lärm gemacht haben mit der Katze, diesem abscheulichen Tier. Die kann lange warten, bis ich ihr wieder ein Band schenke. Wie sie ihn giftig anstierte aus ihren grünen falschen Augen, den edlen Mann!!! — Wie die andern nur schlafen können nach so einem Tage!

Ich wollte, ich hätte ein paar weiße Mäuse. Es sind zu süße Geschöpfe!

## 7.

Professor Hans Seeling lehnte im Sessel vor seinem Schreibtisch und starrte träumend auf eine Photographie, die in dunklem

Stehrahmen auf dem Tische den Ehrenplatz einnahm. Sie stand neben der Lampe, so, daß er beim Schreiben aufblickend sie stets vor sich sah. Vor ihr lag die thönerne Maus, und um Bild und Maus schlang sich ein junger blaßgrüner Epheuzweig.

Nach langem Sinnen reckte sich der Professor, ergriff die Feder und schrieb einen Brief zu Ende, zu dessen Fortsetzung er so viel Zeit gebraucht hatte. Er schrieb:

„Aber das ist alles nur wirres Zeug, wirst Du sagen, und



gibt noch nicht einmal eine Antwort auf die höchst einfache Frage, ob ich in acht Tagen komme oder nicht. Nun, lieber Vater, Du hast immer darauf bestanden, daß Dein erwachsener Sohn Dir gegenüber offen sei wie ein junger Kamerad, und wie sollte ich vor Dir auch ein Geheimnis haben? Seit ich zu denken vermag, bist Du mir Vater und Mutter zugleich gewesen, und wenn die liebe selige Mutter, die ich kaum gekannt habe, noch lebte, ich würde vor ihr so offen sein wie vor Dir. Aber zuerst muß ich mir selbst klar sein. Es gibt Dinge, die kann und soll ein Mann

nur allein durchfechten. Ich bin in den letzten Wochen in mich gegangen, habe unter Verbrauch von bedenklich viel Zigarren — die letzte Sendung war herrlich! — mit allerlei abgeschlossen und möchte nun einen kleinen Sturm auf den Himmel wagen. Es ist mir, als schwebte ein großes Glück dicht vor mir, als fühlte ich den Hauch seiner Fittiche an der Stirn, und ich will greifen und sehen, ob ich es halten mag. Und also — um Dich nicht länger zu behelligen — komme ich in acht Tagen, so bringe ich Dir etwas Köstliches mit, und kommen wir nicht, so mache ein Kreuz auf diesen undisziplinierten Brief und wisse, Dein Sohn hat sich in die Wissenschaft vergraben, wo sie am tiefsten ist, und Gott weiß, wann er wieder herauskommt.

In inniger Treue und Dankbarkeit

Dein Hans."

Nachdem der Professor dies geschrieben, den Brief adressiert und durch den Diener fortgeschickt hatte, zündete er sich eine Zigarre an, lehnte sich wieder zurück und starrte durch die blauen luftigen Wölkchen nach dem Bilde hin, mit einer Ausdauer und Hingabe, als ob er vom Staate eigens zu diesem Zwecke angestellt wäre.

## 8.

Um dieselbe Stunde saß Paula Meyer allein in dem traulichen Zimmer, das sie mit ihrer Busenfreundin Thusnelde teilte, vor einem kleinen Tischchen. Sie blickte lange mit verweinten Augen auf den Lampenschirm, der weiß auf grün zwei kofende Täubchen zeigte. Dann fuhr sie sich mit ihrem in Kölnisches Wasser getauchten Tüchlein über die erhitzten Wangen, strich das gestickte weiße Negligé von ihrem hübschen Arme zurück und schrieb, häufig schluchzend, in ihr silberbeschlagenes Tagebuch:

Freitag, abends spät.

Brich zusammen, du Gebäude schüchternen Hoffnungen, das ich auf diesen Blättern vorgestern aufgerichtet!!! Meine Liebe ist verraten, mein Herz geknickt, und ich wollte, ich wäre tot!!! O, wer hätte so etwas geahnt! Hätte ich doch nur Margot statt

meiner mit Hetty Siegendorf zu ihrer Tante gehen lassen, so hätte ich wenigstens das Entsetzliche nicht mit eigenen Augen gesehen. Aber es ist am Ende besser so. Gewiß war es eine Fügung!

Hetty that so groß, als ob sie ihn zuerst erkannt hätte — o Gott, als ob ich ihn nicht mit verbundenen Augen aus Millionen heraus erkennen würde, mit seiner stolzen Haltung, seiner ungeduldigen Kopfbewegung, wie er unter der Laterne auf die Uhr



sah — und dann sein großer Mantel mit der Kapuze, der graue, wo er noch vorige Fastnacht auf dem Eise drin so lieb zu mir gewesen war — der Heuchler! O diese Falschheit — aber so sind sie!! Alles Don Juans. Mozart hat ganz recht . . . Und wie es dann unter dem Thorweg so p—st machte, pft—pft— und dann er gleich hin und wir hinterdrein und da stand sie — o dieses Geschöpf, wer sie wohl sein mag, die ihn so umstrickt hat!!! Hetty sagt, sie hätte ihn zuerst geküßt, daß es nur so klatschte — und sie wollte immer noch mehr zusehen, aber

ich lief fort, wie mit Furien gepeitscht . . . O, wenn er ahnte, wer ihn auf seiner schwarzen That belauschte. Aber morgen gehe ich wieder mit Hetty hin — ich will wissen, wer sie ist. Hetty sagt, die träfen sich gewiß jeden Abend und sie habe ihm nie getraut. O diese Männer! Krokodile sind sie, und noch schlimmer!

Ich muß schnell abschließen, gleich kommt Thusy, und dann soll ich wieder mit der von ihm reden, und am Ende — o Gott! verrate ich mich. Nein, ich lege mich ins Bett und thue, als ob ich schlief, und wenn sie mich in den Arm kneift, ganz egal!! Aber wenn sie eingeschlafen ist, dann werde ich mich satt weinen.

Ich mache das Buch noch einmal auf, Thusy schläft wie ein Bär, und es ist zu häßlich, was ich da geschrieben habe. Ich habe es mir jetzt klar gemacht, er ist gewiß nur umstrickt worden, ach, er ist ja von Natur so gütig und vertrauend, und er wird gewiß recht unglücklich durch sie werden. Ich wollte, ich könnte ihn trösten, ich habe ihn ja so lieb, aber ach, er hat es ja nie gewußt! So wandelt die Sonne an dem bescheidenen Bergißmeinnicht vorüber und sendet ihre wärmsten Strahlen auf die stachelige Distel!

## 9.

„Hans,“ rief Otto Holm, „lieber treuer alter Hans, umarme mich — oder besser, reiche mir einen Cognac, eine Havanna und deine Rechte, denn ich sage dir, frei nach Goethe bei Valmy: Von hier an und von diesem Tage hebt eine neue Epoche in meiner Lebensgeschichte an, und du kannst sagen, daß du dabei gewesen bist!“

Berwundert betrachtete der Professor seinen späten Gast. „Hier hast du alles Gewünschte, aber nun setze dich, bitte, und sage mir einmal ruhig und in Ordnung, was dich hierher führt, zu so später Stunde, in solcher Stimmung und so feierlich schwarz gekleidet?“

„Aber Hans,“ fragte der andere in maßlosem Erstaunen,

„merkst du's denn nicht? Meine alte Tante ist endlich von ihren Leiden erlöst; vor drei Tagen war das Begräbniß. Nein, sieh mich nicht so moralisch entrüstet an, es war wirklich eine Erlösung. Bedenke, seit fünf Jahren gelähmt und fast blind! Aber ihr Herz war gut geblieben, Gott segne ihr Andenken! Ein großes Vermächtnis hat sie für ihren nichtsnutzigen Neffen ausgesetzt. Heute nachmittag war Testamentseröffnung. Ja, Hans, was sagst du nun? Seit drei Uhr dreißig Minuten bin ich Kapitalist.“

„Nun, ich gratuliere von Herzen, aber gespannt bin ich, wie lange —“

„Nein, treuer Freund, diesmal gibt's keine Dummheiten mehr. Du kennst eben die Macht der Liebe nicht. Morgen gehe ich zu Gretchens Vater, wir haben es vorhin miteinander ausgemacht. Jetzt wird mir der Alte keinen Korb mehr geben. Ich trete ins Geschäft ein und werde Geflügelzüchter.“

„Was wirst du?“

„Na, Geflügelzüchter. Der Alte hat eine große Geflügelhandlung und -züchtere; weißt du, schon mehr Geflügelfabrik. Als Journalist übernehme ich natürlich zunächst die Abteilung für Enten. — Es war übrigens an der Zeit, daß es mit der heimlichen Liebe und den Stelldicheins aufhörte. Seit zwei Abenden wurden wir immerfort von ein paar Damen belauscht. Gretchen fing an, gehörig eifersüchtig zu werden. Na, das schadet ja nie.“

„Wie steht es denn aber mit deinem Preßdienst?“

„Aus ist's, Freund! Die Ketten sind gefallen, ein freier Mann steht vor dir und bittet dich, schleunigst deine Lenden zu gürteln und ihm zu folgen; denn heute abend mußt du mein Gast sein, Hans, deshalb kam ich her. — Uebrigens habe ich der Dame Presse gedient bis zulezt. Heute noch, dicht vor der Testamentseröffnung — denke dir! — habe ich eine feine Personalnotiz für die Rubrik ‚Aus der Gesellschaft‘ erwischt und abgegeben — sensationell: Verlobung des Rittmeisters von Wildenstedt, früher hier in Garnison, berühmter Sportsman, mit der Tochter des reichen und kunstsinigen Industriellen Meyer aus Hamburg, in Firma H. H. C. Meyer sel. Söhne. Diese Notiz — —“



„— ist erlogen, nicht wahr? Bitte, Otto, sage ja!“ stammelte der Professor.

Der Exreporter sah ihn entrüstet an. „Wie, denkst du, daß ich meinen Posten im Dienste der zeitgenössischen Geistesbildung mit einer Lüge verlasse? Nein, lieber Freund, diesmal



ist es wahr. Der Oberkellner im ‚Schwanen‘ hat mir persönlich die Fenster gezeigt, hinter welchen der selige H. H. C. Meyer und Söhne diese Nacht hier in unseren Mauern zu weilen gedenkt. Vermutlich will er sich vergewissern, welche Marke sein Schwiegersohn früher im ‚Schwanen‘ zu trinken liebte. Aber wozu jetzt davon schnaken! Komm, altes Haus, ich habe dem Jean eine stille Bowle in Auftrag gegeben — natürlich im Hinterzimmer, der Trauer wegen. Es wird ein gemütlicher

kleiner Kreis, und du sollst die Perle darin sein. — Was stehst du denn da und starrst auf deinen Schreibtisch, Hans?"

Der Professor wandte sich hastig um. „Du mußt mich entschuldigen, lieber Freund. Ich kann heute nicht.“

„Das wäre noch schöner,“ rief Otto Holm. „Morgen ist Sonntag, da kann der Mensch ausschlafen, und ich sage dir, es wird eine sehr hübsche Gesellschaft. Der Redakteur Schmitz, Doktor Engelbrecht mit dem Schlangengift, zwei unbesoldete Assessoren, und übrigens — du brauchst dich nicht zu genieren, du sollst nicht der einzige Professor sein — dein Kollege Wolf von der medizinischen Fakultät wird auch da sein und dir jedenfalls sein Lehrgedicht ‚Der Tisch für Magenfranke‘ vortragen. Ich weiß es schon halb auswendig. Es sind wahrhaft erhabene Stellen darin.“ Und Otto Holm reckte die rechte Hand aus und schickte sich an, seinem Freund eine Probe zu geben.

„Hör auf,“ flehte der Professor. „Ich sage dir, Otto, ich kann nicht, ich — ich muß allein sein.“

Otto Holm sah sehr betrübt drein. „Dann nicht,“ sagte er, nahm Hut und Stock und schritt zur Thür. „Dann will ich dich auch nicht weiter aufhalten.“

Hans eilte ihm nach. Es war, als ob sie beide noch Knaben wären, die sich eben gezankt hätten. „Otto, bist du mir böse?“ fragte Hans.

„Nein,“ sagte der andere, „nur so traurig. Als ich noch ein armer Kerl war, hast du mir's nie abgeschlagen, wenn ich auch 'mal wieder den Wirt spielen wollte.“

„Ich thu' es auch jetzt nicht,“ rief Hans, „warte, ich gehe mit! Hier — halte ich es doch nicht aus . . .“

„Du bist so verstört. Was hast du nur?“ fragte Otto teilnehmend.

„O, nichts. Ich habe nur etwas verloren.“

„Etwas sehr Wertvolles?“

„Für den Liebhaber, ja.“

## 10.

Auszug aus Paula Meyers Tagebuch.

Samstag, abends spät.

Befreit, o welche Seligkeit! So rufe ich mit Fidelio aus — oder ist es die Leonore im Troubadour? Wie konnte ich nur glauben, daß er es wäre!!! Es war ja ein ganz gewöhnlicher Mensch, als er sich umdrehte. Vielleicht hat er ihm den Mantel gestohlen, oder hat ihn von ihm geschenkt bekommen, er ist ja so gut. Ich habe es Hetty aber gleich gesagt. O wie froh ich bin!! Ach, und heute morgen in der Schlußstunde war ich so garstig, sie haben es alle gemerkt. Wie kann ich es nur wieder gut machen?!! Aber morgen, beim Fest, will ich recht freundlich zu ihm sein.

Ich kann nicht weiter schreiben, ich bin zu glücklich. Warum nur, du dumme Paula?! Aber einerlei, ich muß jetzt was lieb haben, am liebsten ginge ich zu meiner lieben Thusy hin ans Bett und weckte sie auf und küßte sie halb tot, und wahrhaftig, ich klappe das Buch zu und thue es.

Sonntag, vormittags zwölf Uhr.

Ich möchte schreiben, aber ich kann nicht, ich zittere vor innerem Weinen. Maus!!! Das sagt alles. O wie kann ich jetzt meinem Vater . . . . . (Ein Klecks.)

## 11.

„Das Schauderhafteste ist der andere Morgen!“ stöhnte Hans Seeling, als er sich am Sonntag endlich gegen mittags halb zwölf Uhr — es ist leider wahr! — vor den Tisch in seiner Studierstube setzte und mit etwas unsicherem Blick auf das Frühstück blickte. Der Kopf schmerzte ihm furchtbar. „Gottfried, Mensch, warum hast du mich nicht früher geweckt?“

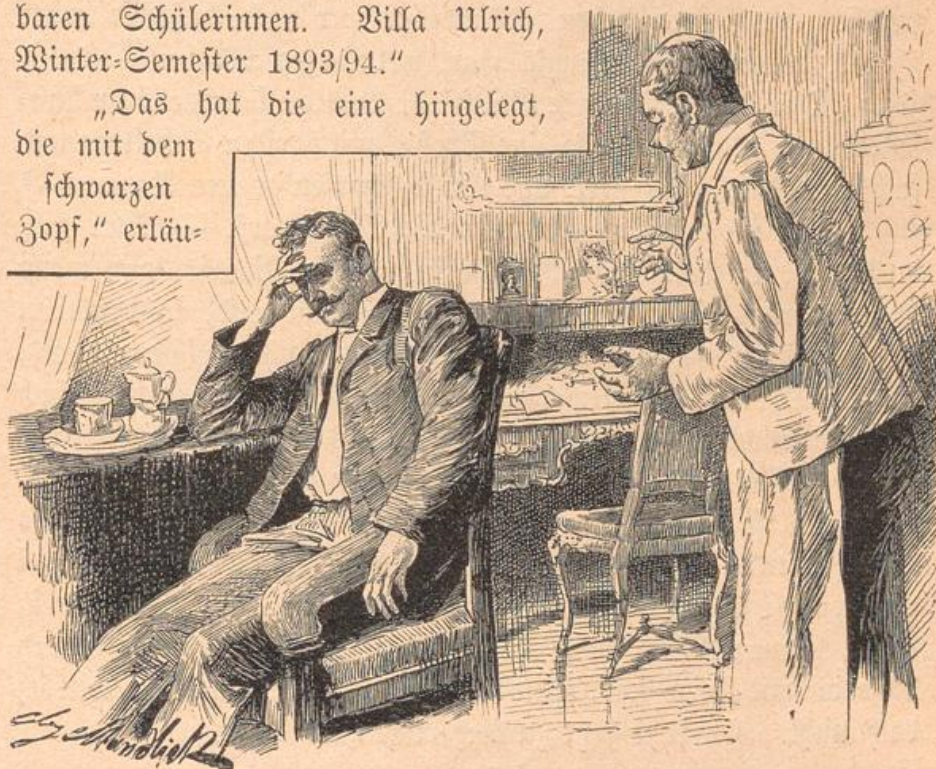
„Um halb Neun waren der Herr Professor durchaus nicht wach zu kriegen,“ meinte der getreue Gottfried. „Sie waren eben auch sehr spät nach Hause gekommen. Und nachher, als die Damen da waren, die verboten mir, Sie zu wecken.“

„Damen? Was für Damen?“

„O, drei sehr schöne junge Damen,“ grinste Gottfried. „Sie meinten, ich solle ihn nur dorthin stellen, der Herr Professor würden ihn schon finden. Da steht er.“

Und in der That, da stand „er“: selbstverständlich der Hermes des Praxiteles, schön nachgebildet, mit sanftgeneigtem Haupte, und darunter ein zierliches Kärtchen: „Herrn Professor Doktor Hans Seeling von seinen dankbaren Schülerinnen. Villa Ulrich, Winter-Semester 1893/94.“

„Das hat die eine hingelegt, die mit dem schwarzen Zopf,“ erläuterte



terte der getreue Gottfried. „Ach, Herr Professor, die ist aber fregel! Was die gelacht hat, als sie den Schreibtisch sah!“

„Natürlich Sennorita Thusnelde Lehmann,“ murmelte der Professor. „Was hatte sie denn an meinem Schreibtische so zu lachen? — Herrgott, Mensch, die haben doch nicht etwa das Bild —“

„Ja, das hat ihnen viel Spaß gemacht. ‚Wer ist denn das?‘ fragte die Kleine mit den braunen Augen —“

„Margot Menzel, natürlich!“ brummte Hans für sich.

„— und da sagte ich: ‚Ach, das ist unsere Maus. Der

Herr Professor sagen nur immer: Gottfried, nimm mir die Maus in acht! Und da lachten sie alle drei und tuschelten untereinander und guckten zwischendurch immer nach dem Schlafzimmer, ob der Herr Professor auch nicht wach würden. „Keine Sorge,“ sagte ich, „da können Sie ganz ruhig sein, wenn's abends so früh geworden ist, da schläft er hernach wie ein Igel.“

„Sehr freundlich, in der That,“ stöhnte der Professor. „Höre, Gottfried, das wird noch am jüngsten Tage eine Rechnung zwischen uns beiden geben. Nun sage nur noch, daß die dritte schlank, blond und blauäugig war, mit kurzen Löckchen —“

„O nein,“ antwortete Gottfried, „wo denken der Herr Professor hin? Das war ja so eine Große, mit breiten Schultern und fuchsigem Haar, ganz frei, und mit so scharfen grauen Augen —“

„Na, Gott sei Dank! Also die Siegendorf. — Nun geh, du Ungeheuer, bringe mir Rheinwein mit Apollinaris, und wenn du unterwegs einem zerbrochenen Rohre begegnest, so denke an deinen Herrn. — So trifft alles zusammen,“ philosophierte Hans, als der Diener sich entfernt hatte, „verlorene Liebe und der Fluch der Lächerlichkeit — und der Kater. Brr! — Nun, sie freilich wird jetzt Wichtigeres zu thun haben, als mich zu besuchen . . . Aber lieb ist es doch von den Mädchen. Hoffentlich haben sie's nicht gemerkt, daß dieser unvermeidliche Hermes bereits in drei Exemplaren auf demselben nicht mehr ungewöhnlichen Wege in dieses Zimmer gewandert ist. — Wäre es nur erst Abend und diese dumme Feier im Institut vorbei! Aber abschreiben will ich doch nicht. Es sähe jetzt zu lächerlich aus.“

## 12.

Als der Professor gegen Abend in der Villa Ulrich erschien, wurde er sogleich an der Thür des Vorgartens von Thusnelde Lehmann und Hetty von Siegendorf abgefangen. Man ließ ihn gar nicht zu Wort kommen. „Ach, Herr Professor,“ klagte Thusy, „es ist schrecklich gut, daß Sie da sind. Ohne Sie sind wir verloren. Bitte, helfen Sie uns, es geht alles drunter und drüber mit der Aufführung, und bei der Probe ging es doch noch so



während der Aufführung selbst hinter den Couliſſen als Regiſſeur, Wolkenschieber und Souffleur mitzuwirken, gewannen auch die Verzagteſten Mut, und der Vorhang teilte ſich nur wenige Minuten nach der feſtgeſetzten Stunde.

Unheilbarer Verwirrung ſchien nur der Königsſohn Theoderich, im bürgerlichen Leben Paula Meyer genannt, anheimgefallen zu ſein. Der weite weiße Rittermantel, den er über ſeiner ſpaniſchen Herrenkleidung trug, ließ zwar an Decenz nichts zu wünſchen übrig, dafür erforderte er aber von dem Träger die größte Aufmerkſamkeit, um nicht beſtändig über die Schleppe zu ſtolpern, und die Königl. Hoheit ließ es an dieſer Aufmerkſamkeit durchaus fehlen. Zudem hielt ſie ſich ſtets nach Möglichkeit auf der Seite nach der Garderobe zu, wodurch ſie ſich der Wohlthat des Soufflierens gänzlich beraubte und das Zuſammenspiel häufig zu ſtören drohte.

„Höre, Paula,“ bemerkte die Hirtentochter Thusy, während draußen auf der Bühne Nocturna und Titania ein Wetterscheinen aufführten, „was iſt das nur mit dir? Ich glaube, du genießeſt dich vor dem Profeſſor mehr als vor einem ganzen Armeekorps Lieutenants.“

„Laß mich! Du biſt unausſtehlich,“ ſchluchzte der Königsſohn und ſtampfte mit dem Füßchen auf die Mantelſchleppe.

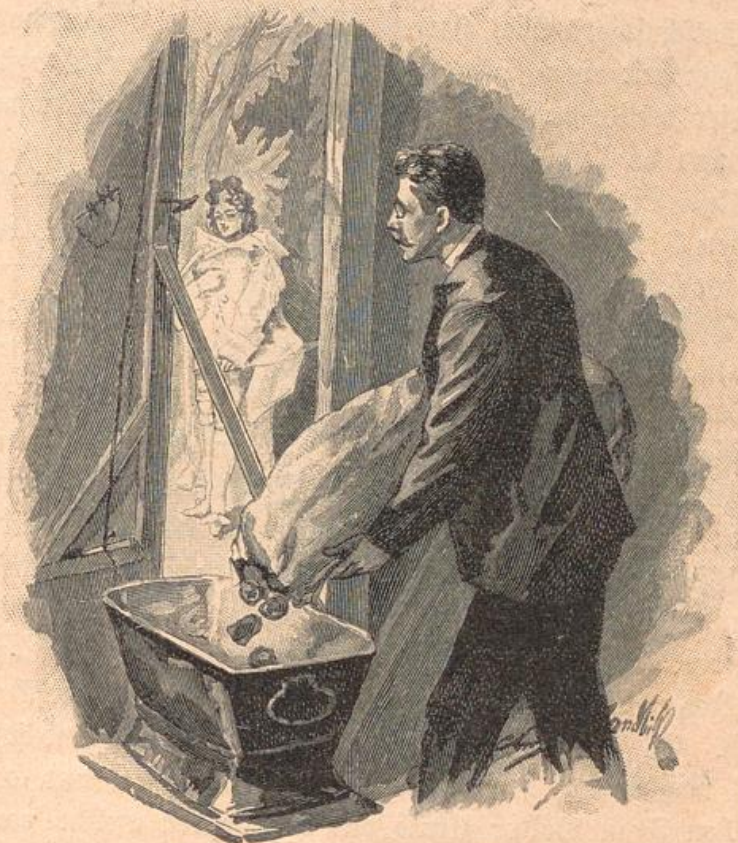
„So? Das iſt ja recht nett,“ erwiderte die Hirtentochter. „Na warte, ob ich dir nachher helfe, wenn du ſo biſt.“

„Du brauchſt mir gar nicht zu helfen, du — du — du biſt abſcheulich, immer, ſchon den ganzen Nachmittag.“

Der Profeſſor „donnerte“ gerade während dieſes Geſprächs, indem er einen großen Sack Kartoffeln langſam und kunſtgerecht in eine Waſchbütte kollern ließ. Dabei machte er ein entſetzlich trauriges Geſicht und blickte zuweilen nach der anderen Seite zu dem Königsſohn hinüber, mit Augen, in denen eine Welt voll Jammer dunkelte. Der armen Puffy, die gerade vorbeifahren wollte, warf er eine Kartoffel an den Kopf, und ihr Wehſchrei erhöhte noch den ſchauerlichen Zauber der Bühnenscene.

Nun, ſchließlich ging auch dieſes Stück zu Ende. Das Publikum, unter welchem neben Frau Doktor Ulrich ein älterer wohl-

beleibter Herr mit goldener Brille den Ehrenplatz einnahm, spendete unendlichen Beifall. Die gefeierten Künstlerinnen mischten sich nach und nach — wo dies anging, in ihren Bühnengewändern — in den Zug der gewöhnlichen Sterblichen, der unter Lachen und Plaudern die Treppe hinunter in die Gesellschaftsräume pilgerte.



Der Professor blieb noch im Bühnenraum, um einige feuergefährliche Requisiten zu beseitigen — oder weil es ihm sonst so gefiel.

## 13.

Schließlich stieg auch Hans die breite festlich erleuchtete Treppe hinunter, sehr langsam und sehr traurig. „Ich wollte, es wäre morgen,“ seufzte er. Dabei lehnte er sich an den Pfosten, ohne zu bemerken, daß neben ihm auf dem Geländer Puffy kauerte. Die Gelegenheit war zu verlockend für das kleine



rachsüchtige Raubtier. Sie zog den geschmeidigen Leib zusammen und zielte zu einem großen Sprunge, gerade nach dem Gesicht des Mannes. Dann gab es urplötzlich einen Schrei, ein Gezisch und Gefauche, die Katze sauste an Hansens Kopf vorbei auf den Teppich und vor ihm standen — nun wieder in Zivil — Thusy und Paula, letztere mit einem roten Streifen über dem zarten Handgelenk.

„Entschuldigen Sie, Herr Professor,“ sagte der verwandelte Königssohn mit einer Stimme, so kühl wie in der Tanzstunde, „das Tier wollte nach Ihnen springen, als wir gerade vorbeikamen, und da habe ich es weggejagt.“

„Und Sie sind statt meiner verwundet worden!“ rief Hans statt jeden Dankes, indem er voll Bestürzung nach Paulas blutendem Händchen griff.

„O bitte, Herr Professor!“ erwiderte sie und hielt die Hand auf den Rücken.

Der kleine Lärm hatte noch einige Mädchen herbeigezogen. Neugierig drängten sie heran, und die rothaarige Getty von Siegendorf, welche schon längst nur die Fee Nocturna hieß, flüsterte kichernd: „Nun hat die Maus es doch von der Katze gekriegt!“

„Pfui,“ rief Thusy, gab der bösen Fee einen recht kräftigen Buff und zog Paula, welche laut zu weinen anfang, mit sich fort in ein leeres Ankleidezimmer. „Daß mir keine von euch nachkommt!“

„Ich wollte, ich hätte ein Glas Sekt!“ seufzte der Professor für sich. Es fing an, ihm schwindlig zu werden. Und jetzt kam er auch noch in den hellen, menschenerfüllten Saal, und da stand auch schon Frau Doktor Ulrich mit dem dicken Herrn vor ihm: „Unser Herr Professor Doktor Seeling — Herr Senator Meyer.“

„Nun, es war ja sehr, sehr hübsch,“ meinte der Senator, „aber, aber der Königssohn!“

„Nur zu erklärlich in der bräutlichen Stimmung,“ erwiderte Hans mit grausamer Selbstquälerei. „Gestatten Sie mir, Herr Senator, daß ich Ihnen zur Verlobung von Fräulein Paula meinen herzlichsten Glückwunsch ausspreche!“

Der dicke Herr sah ihn groß an. „Aber, Herr Professor, ich verstehe nicht recht — bis jetzt weiß ich nur von der Verlobung meiner ältesten Tochter Helene mit Herrn von Wildenstedt!“

„Ihrer Tochter He—lene?“ stammelte Hans, „ja dann — dann entschuldigen Sie gütigst, Herr Senator!“

Und fort war er. Der dicke Herr sah ihm nach und blickte dann Frau Doktor Ulrich an.

„Er wird etwas vergessen haben,“ meinte sie entschuldigend. „Darf ich Ihnen hier unseren trefflichen Zeichenlehrer, Herrn

Kabe, vorstellen?“ Und während die beiden sich begrüßten, murmelte sie:

„Herr meines Lebens, mir ahnt etwas!“



14.

Unterdes war

Hans an dem bewußten kleinen Ankleidezimmer angelangt und stürzte höchst ungebildet gleich mit dem Anklopfen hinein. Da saß Paula weinend auf einem Sessel, Thusy stand neben ihr und gleich darauf auch Hans. „Paula!“ rief er.

„Lassen Sie mich, Herr — Herr Professor!“ schluchzte sie und wollte nach der Thür eilen. Aber dort hatte schon Thusy den Platz eingenommen. Sie stand wahrhaft groß da.

„Was hat man eine Not mit den Menschen!“ rief sie. „Nun, Gott sei Dank, daß Sie wenigstens da sind! Nein, hier wird nicht wieder weggelaufen, jetzt kann er dir ja sagen, wie

es wirklich ist. Bitte, sagen Sie's ihr doch, Herr Professor! Es ist ja alles nur wieder so ein Streich von der Fee Nocturna — die hat nämlich den Spitznamen ‚Maus‘ für Paula aufgebracht, Herr Professor, weil Paula seit der Geschichte neulich so für Mäuse schwärmt und sich ärgert, wenn die Nocturna so intim mit der Kaze ist, und die hat ihr dann heute morgen vorgelogen, der Herr Professor ulke zu Hause mit seinem Diener über unsere ‚Maus‘ — na, nun sagen Sie's ihr doch, Herr Professor — was das Bild mit dem Epheu bedeutet, das kennt man ja!“

„Thusy,“ stammelte Paula, am ganzen Körper bebend, „schweig! Schweig, du — du —“

„Ach was! Meinst du, ich könnte den Jammer noch länger mit ansehen — ich hab' es ja schwarz auf weiß gelesen, was dir fehlt!“

„O Gott,“ schluchzte Paula ganz geknickt, „mein Tagebuch! Also du hast? — Weißt du, was du bist —“

„St!“ machte die tapfere Thusy, „kein Wort! Was ich bin, das kannst du mir hernach sagen, jetzt stelle ich mich hier vor die Thür, und wenn du dann nachher noch immer lieber hättest, daß die Nocturna statt meiner dein Buch erwischt hätte, wie du hinunterließt, als dein Vater vorfuhr, dann — dann — ist es mir auch egal, dann bist du deine beste Freundin los!“

„Paula, liebes Fräulein Paula!“ sagte Hans, dessen Seele in einem Meer von glückseligen unbestimmten Hoffnungen umhergewirbelt wurde, und er ergriff die kleine Hand mit dem roten Striemen und begann leise, innig zu flüstern — — —

„Na ja!“ machte Thusy befriedigt und schloß die Thür hinter sich zu.

## 15.

Der Herr Senator stand im großen Salon inmitten einer Gruppe von jungen Damen und unterhielt sich köstlich. Er war in bester Laune. „Aber wo steckt denn eigentlich meine Tochter?“ fragte er lachend. Alles blickte sich suchend um, sie war nicht zu sehen.

„Merkwürdig,“ bemerkte Hetty von Siegendorf mit ihrer etwas scharf klingenden Stimme, „der Herr Professor ist auch verschwunden.“

In diesem Augenblick näherte sich Frau Doktor Ulrich dem Senator. „Ach bitte, auf ein Wort,“ flüsterte sie ihm zu und ließ sich von ihm in ihr Privatzimmer geleiten.

Was er dort sah — so anmutig es auch war — beraubte den Herrn Senator zunächst der Sprache, und ehe er sie wiedergefunden hatte, stand Hans bereits vor ihm:

„Herr Senator, ich bitte um die Hand Ihrer Tochter Paula!“

„Aber da hört doch alles auf!“ rief der Ueberraschte, „Paula, was soll das heißen? — Herr Professor, Ihr Antrag ist mir zwar sehr schmeichelhaft, aber ich muß doch bitten — ich kenne ja noch gar nichts von Ihren Verhältnissen —“

„Herr Senator verzeihen,“ sagte Hans, stramm aufgerichtet, „über meine Person und meine gesellschaftliche Stellung stehen Ihnen alle Referenzen zur Verfügung, und was das andere angeht, so glaube ich annehmen zu dürfen, daß Sie, Herr Senator, darüber gerade als Kaufmann selber das beste Urteil haben. Das Haus Seeling —“

„Ja, was der Tausend, Herr Professor,“ unterbrach ihn der Kaufherr sichtlich erfreut, „so sind Sie der Sohn von Johann Seeling und Kompagnie? Richtig, erinnere mich, sollte ja Gelehrter werden. — Nun, dann allerdings bin ich in diesem Punkte aufgeklärt. Aber ich weiß doch nicht —“

„Vater!“ flehte Paula, indem sie ihn zärtlich umsing, „ach bitte, lieber Vater!“

„Ja,“ meinte der so Bestürmte ziemlich wehrlos, „was sagen Sie dazu, Frau Doktor?“

„Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich sagen soll,“ seufzte diese, und dann nahm Paula mit einem neuen Ansturm die Festung ein.

„Das ist nun das Los der Väter,“ brummte der alte Herr. „Na, weine nur nicht, Paula, deine Schwester hat mir's gerade so gemacht. Aber offen heraus, Herr Professor, Sie gefallen mir! Und also, Kinder — meinen Segen habt ihr! Aber Ihr Herr Vater?“

„Ich habe Blankovollmacht!“ antwortete der glückliche Hans, und dann folgte eine große Rührscene, abschließend wie üblich in allerlei Scherzreden.

„Ich weiß noch immer nicht, was ich dazu sagen soll,“ meinte die Frau Doktor schließlich. „Gewiß, ich darf von Herzen gratulieren — ich habe ja das Glück, alle Beteiligten zu kennen. Aber, aber, Herr Professor, wie konnten Sie so was thun! Sie wußten doch, daß es streng verboten ist, sich in meinem Hause zu verloben!“

„Ich will's auch gewiß nicht wieder thun,“ versicherte Hans. „Nicht wahr, Paula?“

Da schob sich heimlich ein Köpfschen leise durch den Thürvorhang, ein hübscher Mädchenkopf mit dickem schwarzen Zopf und blühenden schwarzen Augen. „Thusy!“ rief Paula, riß sich von ihrem Verlobten los und zog die Freundin herein. „Hier, Vater, meine liebe Freundin Thusnelde Lehmann,“ und dann fiel sie ihr um den Hals und küßte sie und flüsterte: „Ach, Thusy, ich bin zu glücklich — du bist auch meine liebste beste süßeste Freundin, meine einzige Thusy!“

„Na, siehst du wohl,“ bemerkte der Schwarzkopf, „siehst du wohl, du liebe dumme Maus!“



Der erste Patient.

---





Alle Menschen müssen sterben, und wenn man die Fülle von Krankheiten und Gebrechen betrachtet, durch welche sie endlich zu diesem Ziele gelangen, so möchte man meinen, daß es kein sichereres Brot gäbe als das des Arztes, auch wenn er nicht als Leuchte der Wissenschaft auf einem Universitätskatheder strahlt und sich jedes Wort seiner inhaltsschweren Drakel von reichen Patienten mit Gold aufwägen läßt.

Dieser Ansicht huldigte auch Fritz Müller, und so hielt er es gar nicht für leichtsinnig, sogleich nach dem Staatsexamen als junger Doctor medicinae seine Braut heimzuführen. Lange genug gewartet hatten sie ja; so lange, daß Hedwig während dieser Wartezeit von ihrem Lehrerinnengehalt die ganze Aussteuer zusammensparen konnte. Außer dieser brachte sie ihrem Fritz weiter nichts mit, als was er selber gleichfalls von Haus aus besaß: gesunde Glieder, ein freundliches Antlitz und einen heitern arbeitsfrohen Sinn. Den beiden schien das vollkommen ausreichend, um vereint sicher über die Erde zu wandeln und dabei im Paradiese zu leben.

Es erwies sich aber bald, daß der Mensch zum Fortkommen doch noch mehr braucht in dieser schlechten Welt; zum Beispiel, wenn er Arzt ist, vor allem Patienten. Nun hatte sich das junge Paar auch noch mit jenem Sinn für Naturschönheit, der



verliebten Leuten eigen ist, eine schöngelegene Stadt ausgewählt, deren Bewohner sich einer ganz altfränkischen Gesundheit erfreuten und etwaige Gebrechen durchweg mit frischer Luft, Spazierengehen und selbstgezogenem Wein behandelten. Natürlich gab es auch welche, die keine Zeit zum Spazierengehen und kein Geld für Wein hatten; aber diese hatten meist auch keine Zeit, krank zu sein, und wenn sie es trotzdem wurden, so hatten sie jedenfalls

kein Geld für den Arzt.



Unter diesen Umständen sah es bei den Doktorsleuten bald sehr knapp aus. Viele und warme

Dankesworte erntete Friß von seinen armen Patienten, aber die Vergütung, welche ihm die Stadt für deren Behandlung einstweilen bewilligt hatte, war nur

sehr gering, und so einladend Frau Hedwig auch das Wartezimmer ausstattete, es stellte sich keiner ein, der in der Lage und willens war, auf eigene Kosten krank zu sein. Diese Menschengattung war anscheinend in der Stadt völlig ausgestorben.

Eines Morgens saß Hedwig recht niedergeschlagen am Frühstückstisch und blickte mit verhaltenen Thränen auf ihren Gatten, der den Inhalt seiner Geldbörse mit einem Ernste musterte, als hätte er einen völlig aufgegebenen Patienten vor sich. Da klingelte es draußen heftig. „Der Erste!“ rief Hedwig aufatmend und eilte hinaus. Sie meinte den ersten Patienten. Friß aber war schon so weit von allen Hoffnungen verlassen, daß er bei ihrem

Ausrufe sogleich an den Ersten nächsten Monats dachte, der jeden Tag um vierundzwanzig Stunden näher rückte und eine Harpyien-schar von Rechnungen mit sich brachte.

Enttäuscht kehrte Hedwig zurück: es war nur der Brief-träger gewesen. Neugierig betrachtete sie den großen Brief, der laut dem Poststempel aus einer westfälischen Stadt stammte, wo die jungen Leute niemand etwas schuldig waren.

Der Doktor durchslog hastig das Schreiben; mit jeder Seite wurde sein Gesicht vergnügter, und schließlich fiel er seinem Frauen-chen um den Hals, walzte mit ihr im Zimmer herum und küßte die Erstaunte herzlich. „Denk dir,“ rief er, „da ist ein altes Ehepaar, Verwandte von mir im sechsten Glied, die ich seit einer Ewigkeit nicht gesehen habe, gestorben und hat mir tausend Mark vermacht!“

Nachdem Frau Hedwig wieder etwas zu Atem gekommen war, setzte sie sich ihrem Gatten auf den Schoß und las nun mit ihm ernsthaft und bedächtig das wundersame Schriftstück durch. Es war wirklich die Abschrift eines Testaments, errichtet von den Ehegatten Gisbert und Laura Güldenpfenning, eröffnet und veröffentlicht von dem Königlichen Amtsgericht, mit Stempel und Beglaubigung, und im Paragraph 4 Abschnitt 11 stand das Vermächtnis für den „Vetter der mitunterzeichneten Ehefrau Laura Güldenpfenning, geborenen Müller, Fritz Müller &c.“ 1000 Mark, in Buchstaben „eintausend Mark“.

„Gelobt sei der westfälische Familiensinn!“ rief der glückliche Erbe. „Wenn ich nur wüßte, wann und woran die Guten gestorben sind! Wir waren seit Jahrzehnten so gut wie außer aller Verbindung mit ihnen.“

„Ach du, wenn wir aber all das Geld haben!“ flüsterte Hedwig selig. „Weißt du, nun kann ich dir's ja gestehen, ich war doch recht in Sorgen, der Fleischer machte schon bei der letzten Bestellung so ein seltsames Gesicht, und heute morgen hat er wieder die Rechnung mitgeschickt. Aber nun können wir ja alles bezahlen, und es bleibt gewiß noch ein hübsches Sümminchen übrig. Und gelt, Herzensfritz, dann schaffst du dir auch einen schönen, schönen Schlafrock an?!“

Der junge Arzt runzelte die Stirn. Dieser Schlafrock war,

wie er zu sagen wagte, die fixe Idee seiner Frau; er selbst hatte eine Abneigung gegen dieses „verweichlichende“ Kleidungsstück. „Unfinn,“ brummte er, „schaffe du dir lieber dann endlich ein ordentliches Dienstmädchen an, damit die halbe Wirtschaft mit der Stundenfrau aufhört!“

Nun erging es aber der jungen Frau mit dieser Lieblingsidee ihres Gatten genau wie ihm mit dem Schlafrock; ihr graute vor dem Gedanken, zum erstenmal Tag und Nacht in ihrem kleinen Haushalt ein fremdes Wesen zu wissen, welches wohl gar allerlei Geheimnisse erlauschte und ausplauderte. Sie hatten sich über diese beiden Punkte, die einzigen, in denen sie nicht ganz einig waren, schon öfters gestritten, und immer hatte der Streit in Lachen und wetteifernder Zärtlichkeit alsbald sein fröhliches Ende gefunden. Heute aber waren ihre Geister durch die plötzliche aufregende Freudenbotschaft gespannt, die Meinungen plakten schärfer als sonst aufeinander, und schließlich eilte Hedwig weinend und schmollend in ihre Küche, während Fritz sich mit unbußfertigem Brummen hinsetzte, um an das Amtsgericht eine Anfrage über die Auszahlung des Vermächtnisses zu richten; denn das Gericht hatte nach der wenig löblichen Sitte mancher Behörden die Testamentsabschrift mit keiner einzigen erläuternden Begleitzeile ausgestattet.

Der eheliche Zwist fand nun freilich nach einigen Stunden seinen äußeren Abschluß in der üblichen Weise, aber innerlich beharrte doch jedes auf seiner Absicht, und eine gewisse Spannung, ein vorsichtiges Umeinanderherum blieb zurück. Von dem Amtsgericht kam nach einigen kanzleimäßigen Wartetagen der Brief des Doktors zurück mit einem an den Rand gekritzelten „brevi manu“: „Diesgerichtlicherseits ist lediglich Eröffnung und Publikation des qu. Testaments erfolgt und hat man sich in Betreff der Legate weiters an den Haupterben Kaspar Schulte-Snute auf Hülserhof zu wenden.“

Der Doktor verfaßte nun an diesen Biedermann ein neues Schreiben, es wurde abgesandt, auf Vorschlag der vorsichtigen Frau Hedwig sogar eingeschrieben, aber es verging fast eine Woche, ohne daß Antwort kam.

„Ach, er bringt wieder nichts!“ seufzte Frau Hedwig am siebenten Morgen und blickte betrübt aus dem Fenster des Wartezimmers auf den Briefträger, der jenseit des Gartens über die Straße trabte. Sie war recht traurig heute. Die alte Stundenfrau hatte ihr in ihrer komischen Art von einer vornehmen „wirklichen Gräfin“ erzählt, die in dem Gasthof nebenan abgestiegen sei und einen leibhaftigen Affen besitze. Beim Frühstück hatte sie versucht, ihren Gatten mit der mimisch belebten Wiedergabe des komischen Berichts aufzuheitern, wie ihr dies früher oft geglückt war; diesmal aber hatte der Verdrießliche sie recht kurz abgewiesen und sich in lieblosen Worten über alte Weiber ergangen, mit deren Gewäsch sie sich nicht abgeben sollte. „Ach, ich wollte beinah, die ganze Erbschaftsgeschichte wäre aus der Welt!“ dachte Frau Hedwig und strich schwermütig mit dem Staubtuch



über einen der noch nie benutzten Sessel des Wartezimmers. Da winkte ihr der Briefträger über den Garten hin mit einem Briefe. Eilig lief sie hinaus und nahm ihm das lange ersehnte Schriftstück ab. Sie konnte es kaum erwarten, bis Fritz von seinem Rundgang zurückgekommen war und den Umschlag aufbrach.

Der Brief war ebenso kurz wie grob:

Herr Doktor Fritz Müller!

Indem ich Ihren Brief habe, teile ich Sie mit, daß das Testament nur aufgemacht worden ist, weil Onkel Gisbert starb, was aber die Tante ist, diese lebt noch, und habe ich ihr Ihren Brief gezeigt, und sie hat auch sogleich im Testament was geändert, wozu sie nach Paragraph 5 das Recht hatte und womit ich verbleibe

Kaspar Schulte-Snute.

Als die beiden dieses Schreiben gelesen hatten, wozu sie bei der Handschrift des Landmannes einige Zeit brauchten, sahen sie sich eine kleine Weile an und dann — fielen sie sich in die Arme und lachten wie zwei ausgelassene Kinder.

„Gott sei Dank!“ rief Fritz. „Das hätte uns doch keinen Segen gebracht!“

„Gott sei Dank!“ wiederholte Hedwig. „Aber gelt, Fritz, nun siehst du mich auch wieder ganz wie früher an?“

„Und du weinst mir des Nachts nicht mehr heimlich!“

„Und, Fritz, wenn — wenn wir einmal viel Geld haben, dann —“

„— dann schaffe ich mir einen Schlafrock an!“

„Ach nein, du Lieber, dann nehmen wir uns ein Dienstmädchen!“

In diesem Augenblicke ließ sich aus dem Wartezimmer ein heftiges Pochen und leises Wimmern hören.

„Der Erste!“ rief Hedwig jubelnd.

„Nanu?“ meinte Fritz, „wer hat den denn hereingelassen?“

„Ich — ich — ich habe die Thürhür vergessen zu schließen,“ stotterte Hedwig kleinlaut; aber ihr Mann erwiderte nur vergnügt: „Na warte, wenn wir erst eine Magd haben!“ und eilte nach dem Wartezimmer. Hedwig folgte ihm zaghaft; sie brannte vor Neugier, einen zahlenden Patienten zu sehen.

Als sie die Thüre öffneten, kauerte auf dem Boden, inmitten einiger halbzerzerrissenen Zeitungen, ein kleiner Affe, der jämmerlich mit den Zähnen klapperte und den Eintretenden wimmernd sein blutendes rechtes Vorderhändchen entgegenstreckte.

„Was ist das?“ schrie Fritz.

Hedwig aber rief lachend: „Aber siehst du denn nicht, Fritz — der erste Patient. Schau nur, wie ihm das Händchen blutet!“

Sie bückte sich nach dem Kleinen, der ihr sogleich auf den Schoß hüpfte und sich zärtlich mit dem gesunden Händchen an sie klammerte, indes er ihr das blutende hilflos vorhielt.

„Ja, du, Kleiner, da kann ich dir nicht helfen,“ lachte sie, „da mußt du dich an den Herrn Doktor da wenden. Wo hat sich denn Joko das Wehweh am Händchen geholt?“

„Hier!“ rief der Doktor erboßt, „da schau nur, meine schönsten Reagenzgläschen hat das Ungeheuer von der Fensterbank geworfen und zerbrochen. — Offenbar ist er durchs Fenster hereingeklettert, an den Spalieren.“

„Es wird der Affe aus dem Gasthof sein,“ meinte Hedwig, „von der fremden Gräfin. Sieh nur, ein silbernes Halsband hat er an, mit einem Wappen darauf. Du solltest ihn wieder hintragen, Fritz, oder genierst du dich?“

„Na,“ brummte der Doktor, „der erste Affe wäre es nicht — freilich früher holte ich sie mir meist aus den Wirtshäusern heraus. — Aber zuerst wollen wir doch den Fall einmal kunstgerecht behandeln.“

Die Wunde wurde nun unter Hedwigs Hilfe untersucht, ausgewaschen und verbunden, wobei der kleine Patient sich sehr geduldig und verständig benahm. „Es ist wirklich ein nettes Tierchen,“ meinte der versöhnte Arzt und wollte sich mit dem Affen nach dem Hotel aufmachen. Nun aber wehrte sich Joko. Er wollte seine Freundin nicht verlassen und gab diesem Entschluß durch Festklammern, Zähnesletschen und Geschrei den kräftigsten Ausdruck. Schließlich mußte Frau Hedwig Mantel und Hut anlegen, und nun ließ sich das Mefflein ganz zufrieden von den beiden hinübergeleiten.



„Das ist richtig,“ meinte der Portier, „die Frau Gräfin hat bereits das ganze Hotel auf den Kopf gestellt wegen ihres Affen. Na, die wird sich freuen, daß sie das Biest wieder hat. Geben Sie's nur her, Frau Doktor.“

„Dha, da kennen Sie diesen liebenswürdigen Bierhänder schlecht,“ erwiderte Fritz, „der läßt sich nur von Damen bedienen. Hier, bringen Sie der Frau Gräfin mal unsere Karten, wir werden ihr den Flüchtling wohl persönlich überreichen müssen.“

Sie wurden sogleich vorgelassen. Eine schlanke ältere Dame mit feinen, von einer gewissen nervösen Ueberreizung redenden Zügen stürzte ihnen hastig entgegen.

„O du armer Joko, bist du wieder da!“ rief sie und nahm Hedwig den freudig zappelnden und schnatternden braunen Kerl ab. „Aber was ist das?“ Bestürzt betrachtete sie das verbundene Glied.



„Das Tierchen hatte sich auf seiner Flucht verletzt,“ berichtete Hedwig, „mein Mann hat es verbunden.“

Nun bat die Gräfin die beiden, Platz zu nehmen, sie erschöpfte sich in Dank-sagungen, während Joko vergnügt nach seiner neuen

Freundin hinübergrinste. „Sie sind Tierarzt, Herr Doktor?“

„Leider nein,“ erwiderte Fritz, „dies ist mein erster Patient — solcher Art.“

Er lächelte dabei etwas krampfhaft, und Hedwig errötete. Die Gräfin streifte beide mit ihren hastigen, scharfen Blicken. „Ich weiß nicht,“ bemerkte sie höflich, indem sie nach einem auf dem Tischchen liegenden Briefe griff — „Herr Doktor, ich hatte dies hier schon in der Zeitung als Belohnung ausschreiben lassen, für den Fall, daß vielleicht jemand das Tier einfinge — wenn ich Sie bitten dürfte, es als Honorar für die ärztliche Behand-

lung zu betrachten? — Ach," fuhr sie in ihrer unstillen Art fort, „nun hast du armer Joko auch einmal fühlen müssen, wie es thut, krank sein!"

„Frau Gräfin sind leidend?" fragte Hedwig.

„Seit Jahren, seit langen Jahren! Die Nerven, die Nerven! Was habe ich nicht schon alles versucht, wen nicht konsultiert! Jetzt bin ich unterwegs nach Paris." Und nun begann sie eine lange Aufzählung, um dann wieder plötzlich abzuspringen: „Sie gefallen mir, Herr Doktor — sagen Sie mir, was kann mir helfen?"

„Eben das, was Ihnen fehlt, Frau Gräfin," erwiderte Fritz, indem er ihr ruhig in das erregte Gesicht blickte, „die Natur!"

Hedwig sah ihren unpraktischen Mann ganz erschrocken an; die Gräfin aber zuckte nur müde mit den Achseln. „Natur! Natur! Wie viele haben mir das schon verordnet! Alpenreisen, Seefahrt, Seebad, Wildbad —"

„— und andere Strapazen," ergänzte Fritz. „Nein, Frau Gräfin, so meine ich es nicht. Aber ein halbes — ein ganzes Jahr wirklich auf dem Lande, in einfacher, stiller, anmutiger Gegend, allein, in kleiner, mäßig anregender Gesellschaft, nicht mit Hunderten von Leidensgefährten — auch nicht als große Dame — sondern wie eine Frau in guten bürgerlichen Verhältnissen — in stetiger Nähe eines Arztes, aber ohne unnötiges Mediziniere, ohne Parforcetouren und Parforcekuren . . ."

Die Gräfin sah ihn nachdenklich, gespannt an. „Wenn ich auch das noch probierte . . . nun ja, ich habe erst kürzlich unter anderem ein kleines Waldgut hier in der Provinz geerbt. — Aber," rief sie plötzlich, „wenn ich Ihrem Rate folgen soll, Herr Doktor, so bitte ich mir aus: ziehen Sie mit, überwachen Sie die Kur; werden Sie mein Arzt für diese Zeit!"

Bestürzt blickte Fritz abwechselnd die Dame und Hedwig an.

„Natürlich," fuhr die Gräfin lächelnd fort, „Ihre liebe Frau müßte mit. Sie sind noch nicht lange verheiratet, nicht wahr? Man sieht es . . . Aber bitte, nicht wahr, Sie thun's? Helfen Sie mir bitten, Frau Doktor! — Ach, Sie gefallen mir



beide so gut; ich glaube, das wäre schon halbe Heilung für mich. Aber sonst wag' ich's nicht. Also wollen Sie?"

„Wenn Sie mir als Arzt für die ganze Zeit vollen Gehorsam geloben — ja!“ erwiderte Fritz.

„Und Sie glauben, mir alsdann Heilung schaffen zu können von dieser gräßlichen Nervenheität?“

„Unter dieser Bedingung — ja!“

„Abgemacht!“ rief die Kranke fröhlich und streckte ihnen beide Hände hin. „Und nun sobald als möglich ans Werk!“



Nach wenigen Tagen reisten sie ab. Das junge Paar hatte ja nicht viel Abschied zu nehmen. Vor allem beschäftigte es sich damit, seine kleinen Schulden zu decken. Hedwig fand in diesem ungewohnten Geschäft eine tiefe sittliche und ästhetische Befriedigung, die sie mit weiblicher Genusfkunst

sorgfältig auskostete. Sie kam sich dabei um so großartiger vor, da das Gehalt, welches die Gräfin ihrem Gatten ausgesetzt hatte, selbst ihre kühnsten Brautträume von dem dereinstigen Ertrage seiner Praxis um ein Erhebliches hinter sich ließ.

Uebrigens war der neue Posten für Fritz keineswegs immer leicht, zumal im Anfange. Oft hatte er mit heftigen Auflehmversuchen seiner Patientin zu streiten. Da er sich aber in solchen Fällen keinen Augenblick unentschlossen zeigte, die Kabinettsfrage zu stellen, so wurden sie immer seltener. Unter seiner einsichtigen ärztlichen Leitung, im stetigen Genuße eines einfachen, durch keine Mitpatienten beeinträchtigten Landlebens und vor allem in der anregenden, ruhige Lebenskraft atmenden Gesellschaft des jungen Paares erholte sich die Dame von den Strapazen des vornehmen

Treibens und der vornehmen Kuren so vollständig, daß Fritz ihr nach einem Jahr unbedenklich gestatten durfte, gesund an Leib und Seele in die Welt zurückzutreten.

Dort aber wußte der Einfluß der dankbaren Patientin auch für ihre beiden jungen Freunde still und schnell die Bahn zu öffnen, auf welcher sie nun in ruhiger Thätigkeit fortschritten. —

Es war ein paar Jahre später, als sich eines Tages bei dem jungen, vielgesuchten Arzte gegen Schluß der Sprechstunden noch eine alte Dame meldete, welche in großer Angst vor einem Herzfehler schwebte. Er war in der Lage, ihre Befürchtungen für grundlos zu erklären. „Sie können noch recht viele Jahre leben,“ sagte er.

„Ach,“ meinte die Dame, „das freut mich aber. Wissen Sie, Herr Doktor, vor drei Jahren, da hielten Sie mich schon für tot. Ich bin nämlich Ihre Nuhme Laura Güldenpfenning, aus Westfalen.“

„Ach, wahrhaftig?“ rief Fritz. „Nun, da freut es mich doppelt, daß ich Sie beruhigen kann.“

„Ja, ja,“ meinte die Greisin. „Damals, da hat mir mein Better Schulte-Snute schlimme Dinge von Ihnen vorgeschmakt. Ich habe aber dabei gemerkt, daß er selber so ein richtiger Erbschleicher ist. Na, und da hab' ich das Testament ganz aufgehoben und hab' mir mit meinem Geld eine Leibrente gekauft. So verzehr' ich es selber, wissen Sie. Und das ist das beste. Und denn lebt man ja wohl auch länger, wenn keiner darauf wartet. Na, denn schönen Dank auch, Herr Better, ich muß jetzt zur Bahn.“

„Aber heut hat's wieder mal lang gedauert, du armer, lieber Mann,“ meinte Frau Hedwig bedauernd, als Fritz zu ihr in ihr gemütliches Zimmer trat. „Nun komm, heut gibt es Leibspeisen.“

„Ja, denke dir,“ berichtete Fritz, „wer heute ganz zuletzt mich noch konsultiert hat. Die Erbtante aus Westfalen, weißt du, von damals! Sie vererbt aber jetzt keinem mehr was, will alles bei Lebzeiten allein aufessen.“

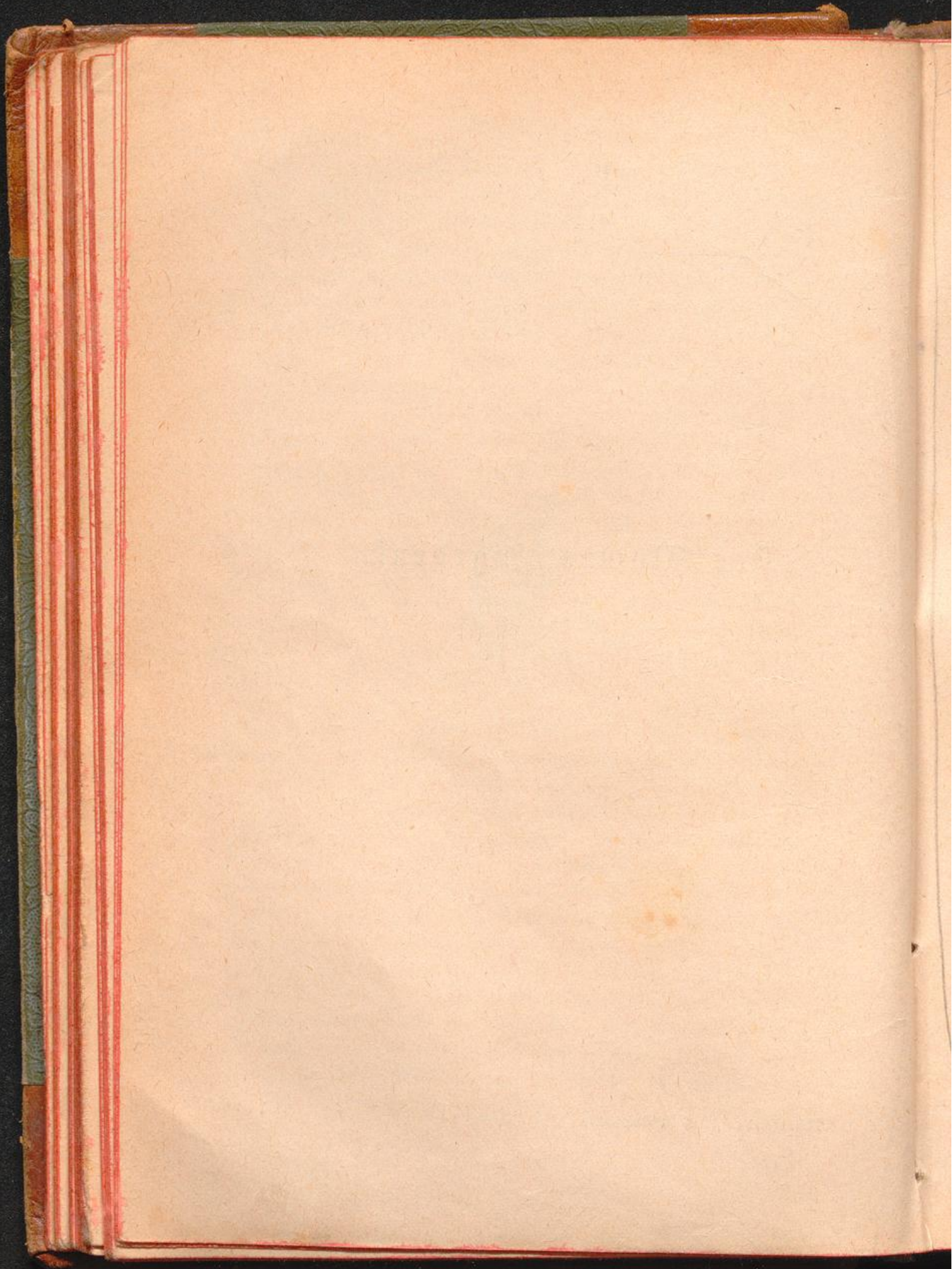
„'s ist auch besser so,“ versetzte die kleine Frau, „dann ent-

täuscht sie auch niemand mehr und entzweit keine jungen Eheleute. Aber weißt du was? Nun muß ich auch gleich dem Mädchen sagen, daß es dir deinen Schlafrock herunterbringt; das gibt einen Erinnerungsschmaus! Und nach Tisch fahren wir zur Gräfin. Sie ist gestern von ihrem Gute hereingekommen. Mich verlangt sehr, sie wieder einmal zu sehen — sie und auch Zoko, unseren lieben, kleinen ersten Patienten!“



Des Glückes eingedenk.

---



Es freut mich, daß auch Ihnen dieses Bild besonders gefällt," sagte der alte Justizrat Landmann. „Es ist ein schönes und gesundes Werk und nebenbei so eine Art Familienstück.“ Dabei lachte er leise und geheimnisvoll in sich hinein.

Wir standen zu zweien in dem kleinen Gemach neben dem Speiszimmer seiner Villa, in jener behaglichen und mitteilbaren Stimmung, die der würzige Geruch von echtem Kaffee und Havannarauch nach einem guten Mahle zu erwecken pflegt. Draußen vom Rheine klang das Stampfen und Rauschen eines Salon-dampfers herein, das Berdeck war dicht besetzt, und man konnte in der klaren Augustluft die einzelnen Gruppen und Gestalten scharf unterscheiden: junge Pärchen auf der Hochzeitsreise, die sich gegenseitig auf jedes alte Haus in der Front des Rheinstädtchens aufmerksam machten und dabei einander so dankbar in die Augen schauten, als hätten sie sich soeben fürstlich beschenkt, reisende Engländer, die ernsthaft in ihren roten Büchern die Geschichte der Burgruinen auf dem jenseitigen Ufer nachlasen, ohne die Burgen selbst eines Blickes zu würdigen, und alle die anderen ständigen Personen dieses lustigen Sommerauspiels.

Der alte Herr beachtete sie nicht. Er hatte sich mit dem Rücken gegen das Balkonfenster gekehrt und betrachtete nachdenklich sein Lieblingsbild. Es war offenbar Porträt: eine junge Frau von kräftigen, fast üppig zu nennenden Formen, in einfacher ländlicher Tracht. Die linke Hand stützte sie auf ein Weinfäßchen, den vollen rechten Arm streckte sie aus weitem, halb zurückgleitendem Ärmel aus, als wollte sie dem Beschauer den Römer kredenzen,

den sie zierlich zwischen den rundlich schlanken Fingern hielt. Das Gesicht fast ganz von vorn — ein unendlich fröhliches Gesicht mit lachenden Augen, lachenden Wangengrübchen und lachendem Munde, der die schönsten Zähne sehen ließ. Von den dichten rotblonden Haarflechten hatte sich eine gelöst und rieselte wie ein Goldbächlein über die breite Schulter nach vorn auf das dunkle Kleid. Die Behandlung von Licht und Schatten wie die ganze frische kerngesunde Art des ziemlich in Lebensgröße gehaltenen Bildes erinnerte durchaus an Meister Rembrandt.

„Ja, es ist ein vortreffliches Bild,“ wiederholte der alte Herr. „Vortrefflich auch darin, daß die Nachahmung vollkommen ehrlich bleibt. Du lieber Gott, ich kenne ja einige sogenannte Bilderefreunde, denen man ohne sonderliche Mühe das Ding als einen Rembrandt oder einen anderen berühmten Holländer aufbinden könnte. Aber der Maler hat gar nicht an solche Schleichigkeiten gedacht. Er hat sich einfach von einer geistesverwandten Vorliebe für den alten Meister den Pinsel führen lassen — und freilich auch von einer anderen Liebe . . . Für mich aber hat das Bild noch eine ganz eigene Bedeutung — und weil's Ihnen so gefällt, so sollen Sie zur Belohnung für Ihren guten Geschmack die ganze Geschichte hören. Es dauert doch noch ein Stündchen, bis Ihr Dampfer kommt . . .“

Und der Alte erzählte:

Es ist jetzt etwa zehn Jahre, daß ich das Bild besitze. Ich hatte kurz zuvor den Staatsdienst quittiert und war hierher gezogen; mein Töchterlein, damals ein Mädlein von siebzehn Jahren, war noch zu Koblenz in strenger und heilsamer Hut des Instituts, allwöchentlich kam sie mal herüber. Drunten im Städtchen hauste zu jener Zeit ein kleiner Weinhändler, ein listiger alter Patron mit roter Nase und mächtiger Glase. Persönlich machte der Kerl gerade nicht den besten Eindruck — wir alten Juristen haben in Fragen der Reellität eine feine Nase — aber seinen Stammgästen schenkte er in dem alten verräucherten Stübchen einen guten Tropfen, und auch ich kehrte öfters dort ein. Da er alsbald meine Liebhaberei für Bilder kannte, so verriet er mir eines Tages mit seinem pffiffigsten Gesicht, daß er ein schönes Stück

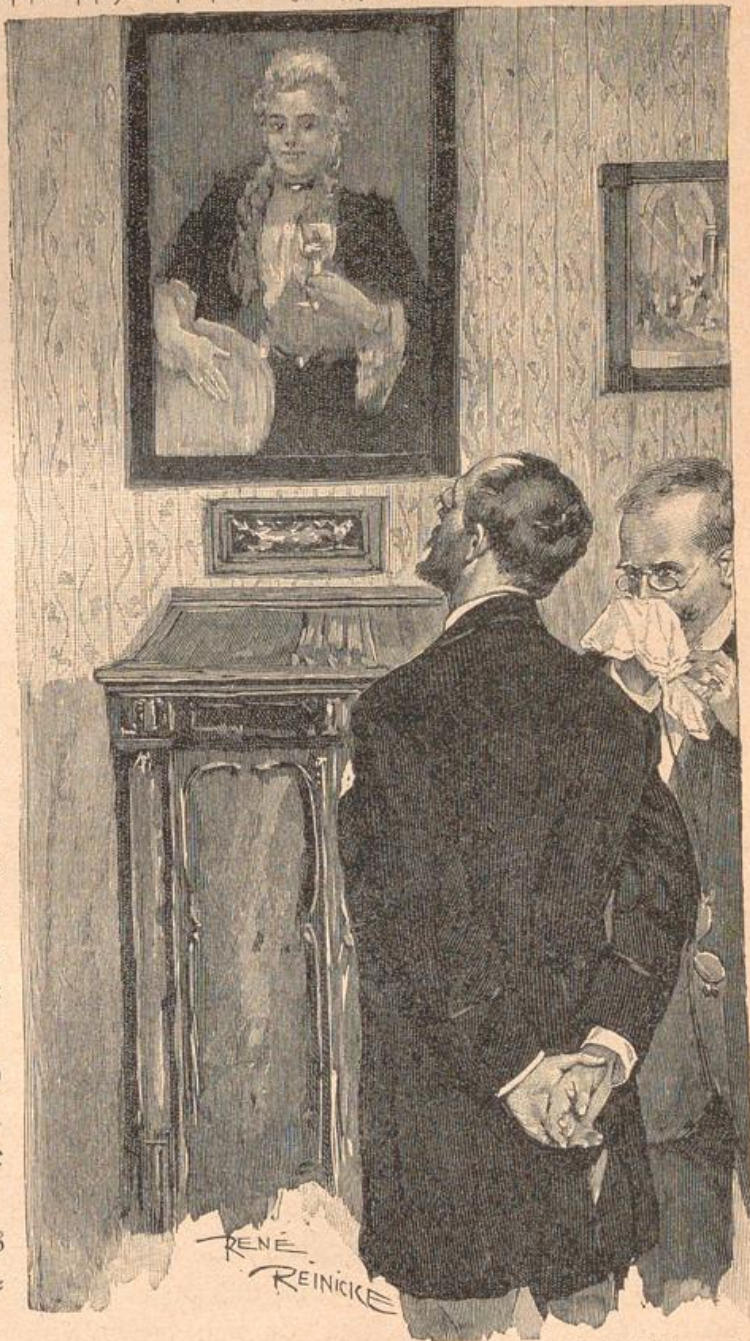


habe, um mäßigen Preis wolle er es mir lassen. Na, was er mir über den Erwerb des Bildes sagte — er behauptete, ein armer und selbstverständlich durstiger Maler habe es ihm zur Deckung



seiner Trinkschulden gegeben — sehr vertrauenswert klang das nicht, aber das Bild gefiel mir sogleich sehr, bei dem Weinzapf wäre es ja doch verkümmert, und — kurz, ich kaufte es ihm für ein paar hundert Mark ab. „Sie wollen sich wohl für das Geld noch einige Zeitungen mehr anschaffen?“ fragte ich ihn; denn der Kerl hatte eine ganz merkwürdige Leidenschaft für allerlei Zeitungen, meist Lokalblätter aus ganz entlegenen Gegenden, die hier keinen Menschen interessieren konnten; er selbst studierte sie aber mit großem Eifer und abonnierte auf neue noch immer dazu. Als dann freilich später herauskam, weshalb er dieses sonderbare Preßstudium betrieb, da war es mit ihm aus, und er mußte schleunigst einen Luftwechsel vornehmen, um nicht dem Gericht oder gar einer Art Lynchjustiz seiner weinbauenden und weinhandelnden Mitbürger zu verfallen. Der Bursche hatte nämlich jahrelang eine ganz eigenartige Gaunerei betrieben; er verkaufte Wein an Verstorbene. Wenn er in einem von seinen ostpreussischen oder pommerschen Lokalblättern die breitgeränderte Todesanzeige irgend eines Honoratioren fand, der anscheinend zahlungsfähige Erben hinterlassen hatte, so sandte er alsbald an die bisherige irdische Adresse des Seligen ein Faß miserablen Kräzers ab, den er auf irgend eine wohlklingende Marke taufte, mit Faktura „laut Ihrer werten Bestellung vom so und so vielten“, sagen wir acht Tage vor dem Todestag. Kam dann der Wein dort an, mitten in die Verwirrung der Trauer und Nachlaßordnung, so gab es gemeiniglich eine große Rührung: „Ach seht mal, den Wein hat Vater noch erst neulich bestellt, damit wollte er sich noch laben und uns eine Freude machen — den wollen wir in Ehren halten und verwahren, der soll auf den Tisch kommen, wenn dereinst auch einmal ein fröhlicher Anlaß die Familie wieder vereint,“ und so weiter. Die Rechnung wurde in den meisten Fällen gleich bezahlt, unser Gauner strich vergnügt seinen Raub ein, und nach Jahr und Tag wunderten sich die Leute da oben über den schlechten Geschmack ihres Verstorbenen, oder machten sich Vorwürfe, daß sie den edlen Wein nicht richtig behandelt hätten. Endlich ereilte den Kerl aber doch die Vergeltung, da er den Mißgriff that, auf eine ganz besonders große und Wohlstand

verratende Todesanzeige hin ein gehöriges Faß Wein an die Adresse eines ostfriesischen Pastors zu schicken, der mit seiner Familie strenger Mäßigkeitsvereinler und obendrein seit zwei Jahren gelähmt gewesen war, mithin weder Weinbestellungen noch sonst etwas schreiben konnte. Die Verwandten witterten eine grausame Verhöhnung ihres enthaltenen Vaters, sie ließen Ermittlungen anstellen, und so kam die Geschichte denn nach und nach heraus, worauf der Verbrecher schleunigst ins Ausland verschwand.



Solches geschah im Spätherbst, kurz nach der Weinlese und etwa ein halbes Jahr, nachdem ich das Bild erworben hatte. Mit

besonderer Genugthuung betrachtete ich es nun, in dem Bewußtsein, es gerade noch zur rechten Zeit aus unwürdigen Händen befreit zu haben. Ich hatte es um der Beleuchtung willen, und weil ich es doch nicht drüben unter die echten Alten in meinem sogenannten Galeriezimmer einreihen wollte, hier aufhängen lassen, etwas höher, als es jetzt hängt, und mehr nach der Ecke dort, wo nun das geschnitzte Schränkchen steht. Meiner Tochter gefiel die rothaarige Weinschenkin ganz besonders. Allemal, wenn sie mich besuchte, war auch ihr Gang alsbald nach dem Bilde, und es war ordentlich, als wenn von dem lustigen gemalten Mädchel ein voller Strahl des Frohsinns in ihr eigensinniges Braunköpfchen hinüberflöge, so heiter und liebevoll war sie gegen mich, wenn sie erst mit ihrem geliebten Bilde einsame Zwiesprach gepflogen hatte.

Es schien aber, daß dieser moderne „Rembrandt“ auch noch andere Leute förmlich bezauberte. Da lebte damals drunten im Städtchen ein junger Mann aus Berlin, ein Schriftsteller, der sich angeblich um der stillen und nervenstärkenden Luft willen in unser kleines Weinest zurückgezogen hatte. Eines Tages — ich hatte ihn nur erst flüchtig kennen gelernt — stellte er sich bei mir vor und bat, ihm das Bild zu zeigen. Er musterte es lange und aufmerksam, schien ganz ergriffen, that auch etliche tiefsinnige Bemerkungen über Rembrandt, Hell Dunkel und dergleichen, die unverkennbar nach einem frischen Studiengang in irgend einem Leitfaden der Kunstgeschichte schmeckten, und schließlich bat er um Erlaubnis, das Bild dann und wann in aller Stille, und wenn er mich nicht störe, wieder betrachten zu dürfen. Er möchte es als Motiv in einem Roman verwenden und sei überzeugt, daß er des häufigeren Anblicks bedürfe, um die Stimmung jedesmal wieder richtigzustellen und festzuhalten. Na, von diesen Dingen verstand ich ja nun nichts, jedenfalls soll man einem Künstler nie die Möglichkeit versagen, in Stimmung zu geraten, und so kam er seitdem wieder, durchschnittlich alle Wochen einmal, ließ sich still in dies Zimmer geleiten und beschäftigte sich eine Weile damit, einsam und ungestört sich von der Weinschenkin zurechtfimmen zu lassen. Zuletzt fing er sogar an, eine kleine Kohlen-  
skizze nach dem Bilde zu zeichnen, ein höchst trauriges Nachwerk,

das aber erschrecklich viel Zeit in Anspruch nahm und eigentlich nie fertig wurde.

Selbstverständlich sorgte ich dafür, daß meine Tochter bei ihren Besuchen nie mit dem Stimmungsjäger, der sich äußerlich als ein sehr netter gewandter Mensch darstellte, zusammenkam. Man kann nicht vorsichtig genug mit den jungen Leuten sein, zumal wenn sie schon in der Begeisterung für ein und denselben Gegenstand zusammentreffen. Gar zu leicht kommt es dann zu einer Verwechslung, sie glauben noch immer ihren gemeinsamen Liebling anzuschwärmen und schwärmen anstatt dessen einander an. Uebrigens, mochte der junge Mann etwas von meinen Befürchtungen nach dieser Seite gemerkt haben oder litt er an einer gewissen Schüchternheit während seiner Stimmungsjägerei, jedenfalls war er taktvoll genug, auch seinerseits eine Begegnung mit meiner Tochter vor dem Bilde möglichst zu vermeiden. Ueberhaupt machte er einen ganz gebildeten Eindruck, und wie ich gelegentlich von einem Freund aus Berlin erfuhr, besaß er dort in litterarischen Kreisen bereits einen guten Ruf.

Nun, es mochten so etwa vier Wochen seit der Flucht jenes schuftigen Weingauners verflossen sein, an einem ziemlich klaren Novembervorgen — ich erwartete just an dem Tage mein Töchterchen — da meldete sich bei mir ein halbwüchsiges Wäscher mädchen aus dem Städtchen drunten mit einer schönen Empfehlung vom Herrn Maler Franz Hahn und ob ich ihm nicht die große Güte erweisen wolle, ihn einmal aufzusuchen; er selber habe leider das Podagra und könne nicht gut gehen.

Ich hatte von diesem Maler Franz Hahn schon hin und wieder gehört. Als junger Mann war er vor einigen vierzig Jahren in das Städtchen gekommen, hatte sich dort in ein hübsches Mädchen aus geringem Stande vergafft, sich mit ihr verheiratet und war schließlich zu einem jener verkommenen Genies herabgesunken, die Porträts von Fleischern und Bauernmädchen für einen Thaler und eine Flasche Wein malen oder Ladenschilder, Wirtsstuben und Scheunengiebel mit stilvollen Pinselereien ausschmücken. In Romanen und Novellen machen sich diese Leute ganz gut, in Wirklichkeit sind sie meist ein Greuel für jeden ruhigen und fleißigen

Mann und zum mindesten ein betrübendes Schauspiel, da ihnen wie anderen verkommenen Menschen auf die Dauer auch das abgeht, was verkommene Häuser noch erträglich machen kann — nämlich das Malerische.

In dieser Hinsicht machte allerdings Franz Hahn eine Ausnahme. Als ich ihn ein paar Stunden später in dem ärmlichen Stübchen aufsuchte, welches er bei der Mutter seiner Botin bewohnte, war ich fast wider Willen angenehm berührt von dem gescheiten freundlichen Gesichte des Alten, aus welchem mich unter einer hochgewölbten Stirn ein Paar offenblickender kluger Maleraugen fast schalkhaft anlugte. Allerdings leuchtete unter diesen Augen eine Stumpfnase von einer ganz unerlaubten Röthe, und ich gewahrte einige leere Flaschen auf dem unordentlich vollgekrantem Tische, welche jedenfalls etwas anderes enthalten hatten als Mineralwasser oder kalten Kaffee. Uebrigens war der Alte fleißig gewesen; bei meinem Eintritt bedeckte er mit dem Tuche ein Bild, an welchem er, vor einer höchst baufälligen Staffelei mühsam sitzend und das dick umwickelte Bein weit ausgestreckt, malte.

Nachdem ich mir aus einer Ecke des Zimmerchens, welches eine wahre Blüte der Unaufgeräumtheit vorstellte, einen wackligen Stuhl herbeigeht, der unter anderem auch als Waschtisch gedient zu haben schien, klagte mir Franz Hahn nach vielen Entschuldigungen sein Leid. Er habe sich an mich gewandt, weil er gehört habe, daß ich von Haus aus Jurist sei und ein Herz für Bilder, folglich vielleicht auch wohl für Maler habe. Vor sieben Monaten etwa sei jener Weinwirt zu ihm gekommen und habe ihn mit großer Härte an eine Zechschuld gemahnt, die allerdings schon seit Jahr und Tag fällig war. Schließlich habe ihn der Mann vor die Wahl gestellt, entweder gerichtliche Klage und Pfändung zu gewärtigen oder ihm gutwillig als Pfand ein Bild zu überlassen, welches er noch in jungen Jahren gemalt und als Andenken behalten habe. Es sei das Bildnis seiner Frau gewesen, so wie sie ihn zuerst an jenem Tage, wo ihn das Schicksal in dieses Städtchen geführt, als Kellnerin unter der Thür eines Wirtshauses begrüßte. Er habe es nach ihrem frühen Tode

gemalt, unter vielen Entbehrungen und Schmerzen, und seitdem immer in Händen behalten, als eine teure Erinnerung und zugleich, wie er meine, als sein bestes Bild. Da er nun aber gewärtigen mußte, durch gerichtliche Pfändung wegen Trink-



schulden doch das Bild und zugleich auch die Aussicht auf die Unterstützung, welche ihm etwelche fromme und weichherzige Leute bisher dann und wann zukommen ließen, zu verlieren, so habe er es dem Gläubiger gelassen, nachdem dieser versprochen, das Faustpfand in Ehren zu halten und nicht zu veräußern. Er selbst habe dann versucht, durch Sparsamkeit und allerlei Handwerks-

arbeit die Summe — es waren etwa hundert Mark — zusammenzufargen, und zur Hälfte habe er sie auch schon zurückgelegt gehabt, als ihn leider das böse Podagra wieder befiel. Inzwischen sei nun jener schlechte Mann geflohen, dessen Verwandte wollten nie etwas von dem Bilde gehört haben und hätten ihn grob abgewiesen, und nun quäle ihn Tag und Nacht die Sorge um sein Bild, das letzte Andenken an seine kurze glückliche Ehe und an eine bessere Künstlerzeit. Ob ich ihm da nicht mit Ratschlägen und Nachforschungen helfen wolle?

Es war mir nicht zweifelhaft, daß es sich um das Bild dort handle, welches jener Wirt also einfach durch eine seiner Gaunereien an sich gebracht hatte, um ein paar hundert Mark an mir zu verdienen, und ich muß sagen, daß es mir eine rechte Freude war, den Alten über den Verbleib seines Werkes aufzuklären und ihm dessen Rückgabe zu versprechen. Ganz unbeschreiblich aber war die Rührung, mit welcher mir der Alte dankte. Die hellen Thränen flossen ihm aus den Augen, als ich das Bild der Wahrheit gemäß lobte.

Nun bat ich ihn, mir aber auch seine neueste Schilderei zu zeigen. Nur zögernd willfahrte er; es sei eine Art Porträtskizze, die er vor langen langen Jahren in Koblenz gemacht habe. Da er immer ein gutes und rasches Gedächtnis für schöne und bezeichnende Gesichter besessen, so sei es seine Gewohnheit gewesen, die Züge solcher Personen, die ihm öfters begegneten und ihn durch Schönheit oder Charakter fesselten, zu Hause aus dem Kopfe leicht zu skizzieren. So habe sich eine ganze Mappe einzelner Blätter angesammelt und erhalten, von denen er nunmehr einige auszuführen gedenke, so gut es gehe, in der Hoffnung, vielleicht von einem Kunsthändler ein paar Thaler dafür zu bekommen. Wie erstaunte ich aber, als der Alte das Tuch entfernte und vor mir, fast ganz ausgeführt, in sauberster Arbeit und mit packender Wahrheit, das Porträt einer jungen schönen Dame stand, die ich selbst gekannt und zwar sehr wohl gekannt hatte; denn sie war ja nachmals meine geliebte Frau und die Mutter meines einzigen Kindes geworden! Nachdem ich meine Rührung einigermaßen bemeistert, durchmusterte ich die übrigen Skizzen — alles gute

Bekannte, werte Freunde und auch einige gleichfalls sehr werte Feinde aus jener fröhlichen Jugendzeit! So manches liebe Gesicht längst Verstorbener, dem ich niemals hätte hoffen dürfen, wieder zu begegnen! Und der Mann, der diese meisterhaften Skizzen entworfen, ein echter Künstler von Gottes Gnaden, war hier in diesem Neste hängen geblieben, verkommen und verschollen, und saß jetzt hier neben mir als ein unzüntiger Anstreicher außer Dienst!

Ehe ich die stattliche Reihe der Skizzen — sie hängen jetzt ausgeführt drunten in dem runden Zimmer, und Sie haben sie nicht erst heute bewundert — zu Ende gesehen, war mein Plan gefaßt. Dem Alten trug ich ein hübsches Zimmer in meinem Hause, Unterhalt und — was ich für einen wichtigen Punkt in seinen Augen hielt — Freitrunf auf Lebenszeit an, dafür erbat ich mir von ihm als Deposit und späteres Erbteil die Bilder. Wir waren rasch handelseinig und ich verabschiedete mich von dem alten Künstler mit dem Versprechen, ihn noch selbigen Tages in meinem Wagen holen zu lassen.

Nach Tisch fuhr ich zum Bahnhof, um meine Tochter zu erwarten. Ich war so erfüllt von meinem Plane, daß ich ihr alsbald nach der Begrüßung davon erzählte. Sie teilte aufs herzlichste meine Freude und bestand darauf, daß wir sogleich auf dem Rückwege vor der Wohnung des Malers vorführen und ihn mitnehmen. Als ich ihr dort das Bildnis ihrer Mutter zeigte, begrüßte sie es mit Thränen und nahm es sofort an sich, versäumte aber auch nicht, Franz Hahn so freundlich und lieb zu danken, daß der Alte ordentlich wiederstrahlte. Im Wagen erzählte ich ihm dann von der eigentümlichen Verehrung des jungen Dichters, der auch am Vormittag während meiner Abwesenheit wieder vor dem Bilde geweilt hatte, und der Schwärmerei meiner Tochter für dasselbe. Meine Tochter errötete dabei ein über das andere Mal, wie das so die Art der Mädchen ist, wenn man in ihrer Anwesenheit von einem Gegenstand ihrer besondern Neigung spricht.

Daheim wünschte Franz Hahn sogleich vor das wiedergefundene Bild geführt zu werden. Vorsichtig geleitete ich ihn in dies Zimmer und weidete mich an seiner Freude. Nach richtiger

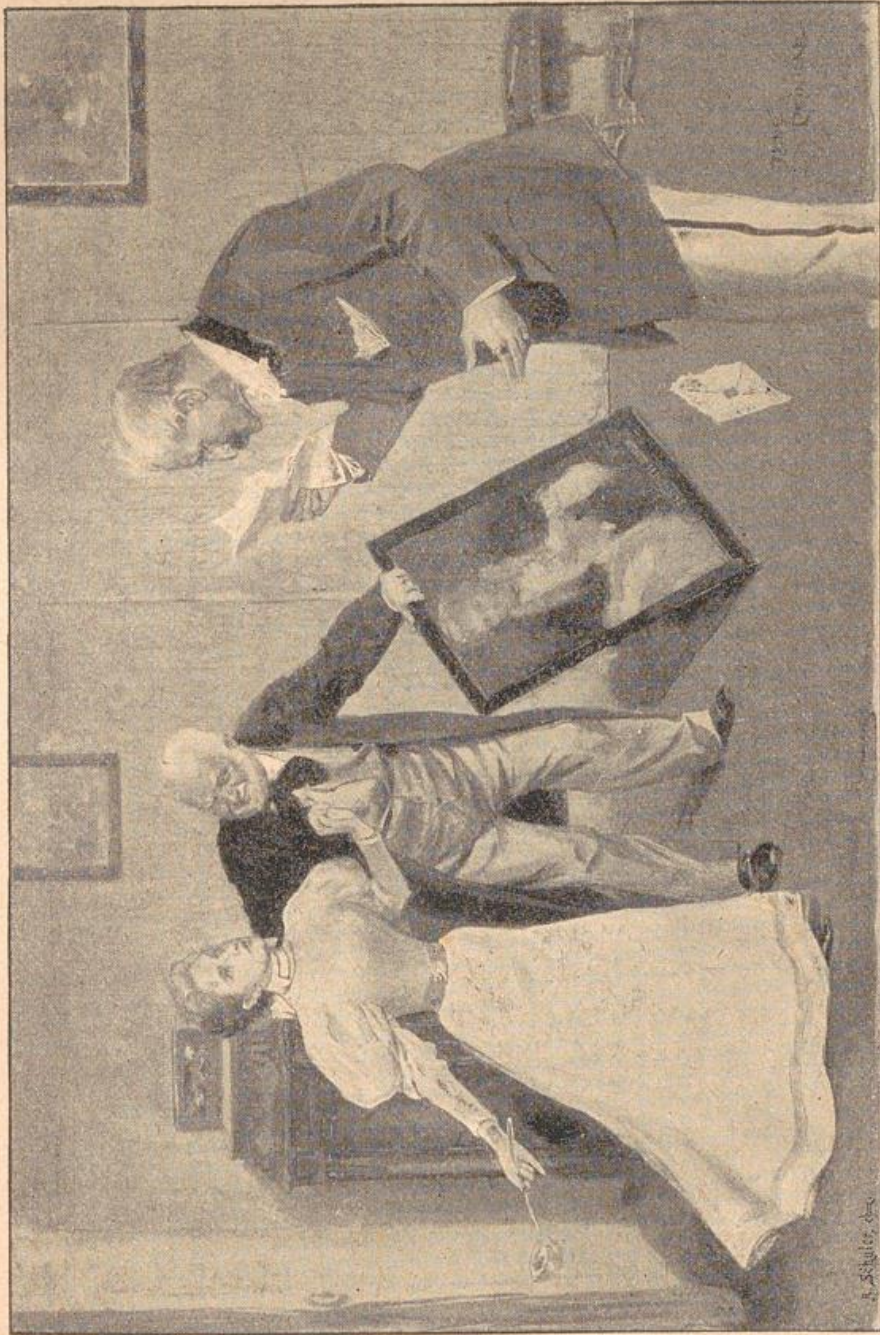


Malerart begann er aber, sobald er sich etwas gesammelt, die Beleuchtung zu kritisieren, welche viel günstiger sein werde, wenn das Bild mehr nach der Mitte hin gehängt würde. Ich bezweifelte das — wie ich jetzt gern zugestehe, sehr mit Unrecht — wir gerieten in Eifer und beschloßen, sogleich einen Versuch zu machen. Da stürzte meine Tochter, die nebenan im Eßzimmer eben einen Willkommtrunk für unseren neuen Hausgenossen braute, eilends herein; sie hatte sogar den großen Löffel der Bowle in der Hand behalten. Ganz entrüstet verlangte sie, wir sollten „das mit dem Bilde“ nachher besorgen und jetzt ins Eßzimmer gehen. Wir waren aber natürlich viel zu gespannt auf den Ausgang unserer Beleuchtungsstudien, um ihr zu folgen. Somit faßte ich das Bild an, um es von seinem bisherigen Platze zu heben. Da fiel etwas Weißes raschelnd hinter dem Bilde herunter zur Erde, und wie ich's aufhob, was war es? Ein Briefchen, adressiert mit dem Vornamen meiner Tochter in der unverkennbarsten Männerhandschrift.

Ich sah meine Tochter an, die in höchster Verwirrung einen glühenden Eifer entwickelte, mich vom Lesen abzubringen. Dann brach sie in Thränen aus. Ein grelles Licht begann mir aufzugehen. Natürlich brach ich den Brief ohne weiteres auf, und ich brauchte nur die ersten Zeilen zu überfliegen, um mich zu überzeugen, daß es ein Liebesbrief von der blühendsten Gattung war.

Und da behüte einer junge Mädchen! Das Institut in Koblenz war berühmt wegen seiner strengen Zucht. Von dort einen Briefwechsel mit einem jungen Manne anzufangen, war ungefähr so schwer wie den König von Spanien zu stehlen. Und trotz alledem hatten sie sich — im Hause der Tante einer Mitschülerin angeblich — kennen gelernt, verliebt, ausgesprochen, und in Ermangelung eines öffentlicheren Verkehrsweges mußte dieses wertvolle Bild als Briefkasten dienen, durch den anscheinend ein recht lebhafter Meinungsaustrausch zwischen den beiden jungen Kunstenthusiasten vermittelt worden war!

Jetzt begriff ich allerdings, welche wichtige Motive und Stimmungen dieser junge Mann aus dem Bilde zog, oder auch hinein-



Und ich brauchte nur die ersten Zeilen zu überfliegen, um mich zu überzeugen, daß es ein Liebesbrief von der hübschsten Gattung war. (S. 110.)

legte. Ich brauche nicht zu sagen, wie mich diese Beichte, die mir mein schuldbeladenes Töchterlein unter vielem Schluchzen und Stammeln vortrug, fürs erste stimmte. Vermutlich sprach ich mich darüber auch sehr deutlich aus, und es mag sein, daß ich dabei einen Teil meines väterlichen Zornes auf das Bild ab lud und ihm einige Eigenschaftswörter beilegte, die es im Grunde nicht verdiente.

Aber da legte sich Franz Hahn ins Zeug. „Herr Justizrat,“ sagte er bescheiden aber fest, „das ist kein verfluchtes Bild. Dazu steckt viel zu viel Liebe darin. Die Liebe hat es gemalt, die unauslöschliche zu einer, die nicht mehr auf Erden weilte — die Liebe hat es durch ein halbes verlorenes Menschenleben hindurch gerettet, entschwundenen Glückes eingedenk. Und nun es bei Ihnen ein freundliches Obdach gefunden, da hat es sogleich wieder der Liebe dienen wollen, und gewiß einer guten und treuen Liebe. Glauben Sie doch meinen Augen — ich bin ein armer Kerl und sehr heruntergekommen, aber doch ein Maler mit Maler-  
augen — ich sehe das liebe Fräulein dort und sehe Sie, ihren Vater, und da weiß ich, daß unser Herrgott auch den dritten im Bunde dazu richtig ausgewählt hat!“

Na, was soll ich weiter sagen — der Alte redete auf mich ein, mit Thränen in den Augen und dazu mit einem so unglaublich braven humoristischen Lächeln in seinem verwitterten Gesicht — und mein Töchterlein schluchzte und bat und hatte auch sogleich mit weiblicher Kriegskunst das Bild ihrer Mutter zur Hand und hielt es mir vor — du lieber Gott, was soll ein armer Vater machen, wenn Mutter und Tochter so auf ihn einstürmen! Wenigstens mußte ich so weit kapitulieren, daß ich nun erst einmal in Ruhe den Brief las — umfangreich genug war er, obwohl eigentlich an sachlichen Angaben in dem ganzen Aktenstück nur die Mitteilung stand, daß „sein“ neues Schauspiel gestern in Berlin mit kolossalem Erfolge aufgeführt worden sei und „er“ sich jetzt hinlänglich sichergestellt fühle, um bei mir anzuhalten; sie möge mich darauf vorbereiten. Hm, die Vorbereitung! Aber was sonst noch in dem Briefe stand, die üblichen weitläufigen Kurialien solcher Aktenstücke aus Amors Kanzlei, schien mir

schließlich doch alles von einer sehr netten soliden Persönlichkeit herzurühren . . .

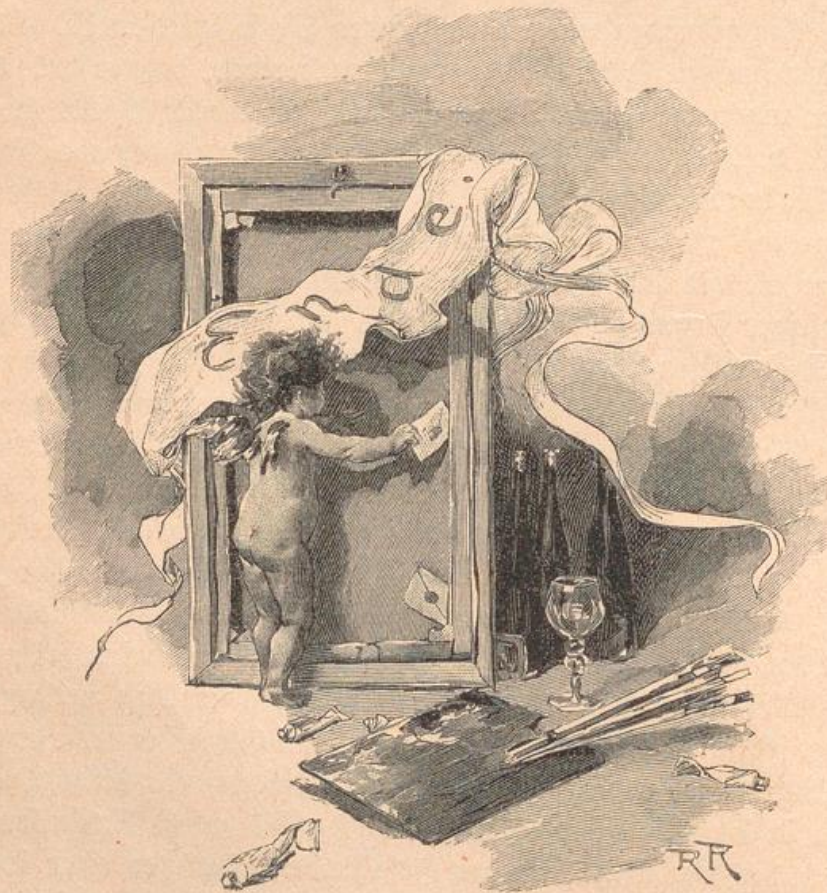
Den weiteren Verlauf können Sie sich ja wohl denken. Ich suchte meinen Rückzug mit Würde zu decken, aber das Ende vom Liede war natürlich, daß der Werber kam, warb und siegte . . . Nun, Gott sei Dank, sie sind glücklich geworden miteinander und ich habe die Zuversicht, daß wenn nicht mein Name, doch mein Stamm in Ehren weiter blüht. Franz Hahn aber hat noch mehrere Jahre hier bei mir gelebt, gezecht und gemalt. Es war ein schöner Nachsommer für ihn, und ich habe auch mein Teil davon geerntet. In jener ersten Zeit meiner Einsamkeit war mir der Humor des Alten, sein feines Kunstgefühl und seine ganze Gesellschaft eine tägliche Lebensfreude, das darf ich wohl sagen. Was er als Künstler wert war und was gar erst unter anderen Bedingungen aus ihm geworden wäre, davon kennen Sie ja die Beweise. Mein Schwiegersohn suchte ihn mehrmals zu bereden, daß er das eine oder andere von seinen Sachen ausstelle, und die Kritik hätte jedenfalls dafür gesorgt, daß es noch Anerkennung fände, aber davon wollte der Alte nichts wissen. „Meine Bilder sind in guten Händen,“ sagte er. „Das ist für einen alten Malersmann genug und mehr wert als ein Platz in Kunstgeschichtskatalogen. Und wenn je ein künftiger Dozent an der Akademie es für unumgänglich nötig hält, mich an diesen Platz zu stellen und kritisch zu beleuchten, so verderben Sie ihm doch nicht im voraus die Freude, nur ungenügenden biographischen Stoff zu finden und mir mit seinem Scharfsinn ein Schicksal und einen Namen zusammenzubasteln! Wer weiß, ob es ihm nicht einen Ruf auf eine ordentliche Professur einträgt und ihn instand setzt, das Weib seiner Liebe heimzuführen!“

Dabei blieb er. Er war eben Zeit seines Lebens im Kampf um das Glück einer von den Mindestfordernden gewesen, während die Mehrzahl es für besser hält, möglichst viel zu verlangen. Aber jedenfalls hatte ihm die kurze Spanne Glück, der er in jungen Jahren seinen etwaigen Künstlerehrgeiz opferte, ein stilles Feuerlein in der Seele hinterlassen, das ihn bis zuletzt durchwärmte. Nach der Malersitte früherer Jahrhunderte hatte er einen lateinischen Wahlspruch, den er auch mit Vorliebe statt seines Namens

in irgend eine Ecke seiner Bilder versteckte. Sein Spruch — Sie können ihn mit der Lupe da unten auf dem Bilde, braun in braun, finden — lautete: „Felicитatis memor, — des Glückes eingedenk!“ Und mit diesem Spruch auf den Lippen, angesichts des Bildes dort, ist er auch gestorben.

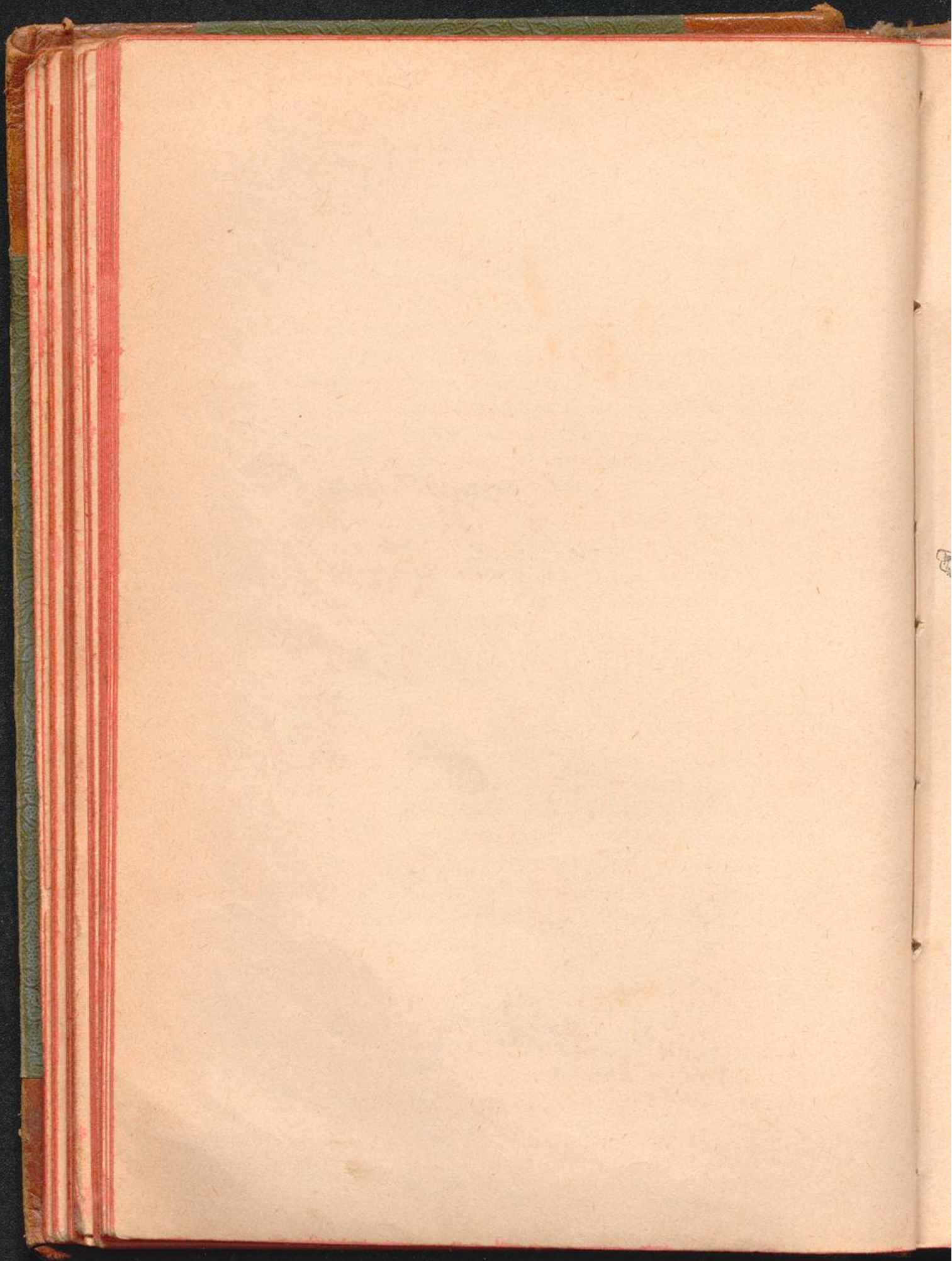
\* \* \*

Der alte Herr hatte seine Erzählung beendet. Draußen klopfte der Diener leise mahnend an die Thür: der Dampfer war in Sicht, ich mußte aufbrechen. Noch einmal trat ich an das Bild heran. Ein voller warmer Sonnenstrahl zitterte durch die Jalousie quer darüber hin, er belebte das Lächeln auf den Lippen der schönen Schenkin, und ein Hauch des in ihr verkörperten Jugendglückes traf mein Herz.



Ma i e n.

---





War das ein Frühling heuer! Als ob ihn ein lyrischer Dichter auf Bestellung für ein glückliches Liebespaar gemacht hätte! Am zehnten März war das letzte große Eislauffest gewesen, auf dem sich die blonde Grete Schaffner mit ihrem getreuen Ritter, dem Privatdozenten Karl Borndorf, einmal wieder zankte und scharfsichtige Freundinnen dadurch wieder einmal zu dem Schlusse geführt wurden, daß die beiden sich doch wohl nächstens verloben würden. Und vier Wochen später standen die Gärten und Baumwiesen um die Stadt bis hinan zu dem lichtgrünen Buchenwald auf der Höhe in voller Kirschenblüte. Der Landmann liebt solch jähen Frühling nicht, aber den Stadtleuten gefiel das Wetter, und der Himmel hielt es diesmal mit den Weltkindern, er überhörte die Bedenken verständiger, gesetzter Leute und ging immerzu mit dem schönen Wetter um, als ob er noch für alle Monate Vorrat hätte.

Im Garten der Universität, gerade vor Auditorium Numero VII, saß zwischen den leuchtenden Blüten eines großen Magnolienstrauches eine Nachtigall und sang so eindringlich, als ob sie in dieser Zeit allein das Recht hätte, noch Kolleg zu lesen. Es war kein Wunder, wenn sie sich ein wenig fühlte, denn sie war vielleicht die einzige Lehrkraft im Bereich der Universität, die ihr Kolleg schon seit Jahren pünktlich am ersten



Tage des Sommersemesters, am sechzehnten April, eröffnete. Aber so schön geschmückt wie heuer hatte sie doch ihren Katheder, den Magnolienstrauch, noch nie gefunden, seit sie zum erstenmal aus den großen Ferien vom Nil heimgekehrt war. Darum strengte sie sich diesmal auch besonders an, sie las jetzt schon zwei Wochen lang bei Tag und bei Nacht, und es war wahrhaftig nicht ihre Schuld, wenn einer von den Kollegen drinnen, jenseit der gläsernen Scheiben, ihre Anmerkungen unbeachtet ließ.

Jedenfalls wirkten sie auf den Privatdozenten Karl Borsdorf, der am letzten Tage dieses sonnigmilden, ordnungswidrigen Aprils drinnen, wie üblich Dienstags und Freitags, von sechs bis sieben Uhr sein Kolleg über „Germanische Göttersagen und Volksbräuche“ las. Als er am Schlusse seines heutigen Abschnitts angelangt war, sah er von seinem Hefte auf und lauschte einen Augenblick nachdenklich lächelnd der Kollegin draußen in den Magnolien. Dann umfaßte er mit einem Feldherrnblick die Menge seiner drei Zuhörer, die schon ihre Hefte zuklappten, strich sich den braunen Schnurrbart und sagte:

„Gerade in dieser Jahreszeit, meine Herren, lebt noch manches von diesen alten urgermanischen Liebesbräuchen auch in unserer Gegenwart wieder auf, — wie die Blumen und die Lieder des Frühlings und der Liebe, — wie die Liebe selbst. Auch heute noch, wie vor ungezählten Jahrhunderten, ziehen in den Dörfern draußen heute, am Vorabend des Tages, der einst der fröhlichste Festtag der Germanen war, die jungen Burschen in den Wald, einzeln und verstoßen voreinander. Dort schneiden sie den Maian, das frischgrünende Birkenreis, das sie dann heimlich in der ersten Mainacht der Geliebten vors Fenster pflanzen, eine Bestätigung, manchmal vielleicht auch eine erste entschiedene Bekundung ihrer Gefühle und Wünsche. Der allzu Spröden aber, der Hochmütigen und Kalten wird der falsche Maian gepflanzt; sie findet, wenn sie am Maimorgen ihr Fenster öffnet, einen knorrigen Zweig der wilden Kirsche davor, zum Zeichen, daß sie die Werbung dessen verschert hat, der ihr in dieser Gabe ihr Ebenbild zeigt: früh ergrünt und früh blühend, aber hart, widerfönnig und unedel. Wir im Banne der Stadt, meine Herren,

haben solche Blumensprache vergessen und gegen eine andere, künstlichere eingetauscht; aber auch zu uns weht noch zuweilen ihr Hauch herein, und wenigstens draußen in unseren Vordörfern, wo die Villa des städtischen Reichen hart angrenzt an die langsam zurückweichenden Bauernfelder, mag, wer früh aufsteht, auch



jetzt noch hin und wieder am ersten Mai vor einem sogenannten herrschaftlichen Hause den Maien gelegt finden — oder auch den falschen Maien.“

Nach diesen Worten verabschiedete sich der Doktor Karl Borndorf von seinen drei Getreuen mit dem üblichen Kopfnicken und verließ das Auditorium Numero VII, um auf einem Abendspaziergang durch den Stadtwald den Inhalt seiner wissenschaft-

lichen Schlußworte dichterisch zu verarbeiten; denn der Himmel hatte ihn mit allerlei Gaben ausgestattet. Als junger Gelehrter besaß er einen schönen Anfangsruhm und nebenbei die besten Verbindungen, er war der Lieblingsschüler des berühmten Geheimrats Schaffner und der leibliche Nefte des alten Professors Wendelin Borndorf, der an der Universität den Lehrstuhl für Botanik innehatte und wegen seines Wissens ebenso berühmt war wie wegen seiner Zerstretheit. Als junger Dichter aber war Doktor Karl Borndorf die Seele aller Festspiele, lebenden Bilder mit verbindendem Text u. s. w. in den geselligen Kreisen der Hochschule. Man besaß in ihm den so hoch nötigen Helfer, dem vor einem Volterabend, einem Jubiläum, einer Hauseinweihung oder einem Wohlthätigkeitsbazar rechtzeitig etwas Passendes einfällt. Er betrieb diese Art Gelegenheitspoesie, ohne sich deshalb für einen Goethe zu halten, mit müheloser Fertigkeit und auch mit Behagen, besonders wenn er den Namen von Grete Schaffner auf der Liste der Aufführenden fand. „Natürlich ist die auch wieder dabei!“ pflegte er in solchen Fällen zu bemerken, in demselben Tone und mit demselben resignierten Lächeln, mit dem Grete Schaffner bei jeder Einladung zur Teilnahme an einem solchen Festspiel sagte: „Da muß man wohl wieder einige Duzend von Doktor Borndorfs allegorischen Versen auswendig lernen und bei der Probe seine Vorlesung über falsche Betonungen in aller Geduld hinnehmen?“ Mit der Geduld war es nun freilich eine eigene Sache, die Auseinandersetzungen des Festspielsdichters und seiner ersten Heldin waren mit spitzigen Bemerkungen gespickt wie ein Igel; das Merkwürdigste war dabei, daß er ihr doch immer wieder die beste Rolle und die schönsten Verse zuschob, und daß sie bei der Aufführung jeden Hinweis sorgsam befolgte, den sie bei der Probe mit einem Achselzucken oder einer ausgesucht böshaften Liebenswürdigkeit abgelehnt hatte. „Es ist etwas Wunderbares mit diesen beiden,“ pflegte die alte Frau Konsistorialrat Mahlke zu sagen. „Früher, in den Schuljahren, — lieber Gott, ich habe sie ja beide schon in der Wiege gekannt, — na, also so bis zu Prima und Sekelta, da waren sie ganz gute Kameraden, und jetzt?! Geben Sie

acht, die beiden verfeinden sich noch so miteinander, daß sie gar nicht mehr voneinander lassen können.“ Diesmal aber, auf der gestrigen Probe, war es doch beinahe zu scharf geworden. Anfangs — es handelte sich um ein Festspiel zum Polterabend einer Freundin Gretes, der Bräutigam war Forstassessor, und demgemäß hatte die blonde Grete als „Waldfee“ wieder einmal den Löwenanteil an Poesie bekommen — anfangs ging es noch ganz leidlich. Als aber der Doktor feststellte, daß er aus technischen Gründen den ersten Monolog der Waldfee „leider“ noch um drei Minuten verlängern müsse, und die Waldfee darauf ergebungsvoll erwiderte: „O Gott, also noch mehr von dem Zeug!“ da war es angegangen. Grete Schaffner hatte wie gewöhnlich das letzte Wort behalten, allein sie gestand sich hinterher doch im stillen, daß sie es diesmal beinahe zu arg getrieben habe. „Es ist aber keine Schuld,“ meinte sie zum Schluß ihrer Gewissenserforschung, „warum macht er der Sache nicht ein Ende?“

\* \* \*

Mit der Miene hoher Entschlossenheit packte Doktor Karl Bördorf seinen poetischen Zusatz zum „Monolog der Waldfee“ nebst einem kurzen Begleitschreiben an Fräulein Grete Schaffner in den Umschlag und machte sich auf, um den Brief persönlich nach dem Schaffnerschen Hause draußen in der Bismarckstraße zu bringen. Sonderbarerweise wählte er dazu eine Stunde, in der man sonst nur dringende Telegramme bestellt, — nachts zwischen ein und zwei Uhr. Auch schlich er an den schmucken, behaglich breiten und einander zum Berwechseln ähnlichen Häusern jener stillen Bördorfstraße so verstohlen vorüber wie Möros, und wie dieser trug er außer seinem Briefe noch einen Gegenstand im Gewande, den er aber nicht in den Briefkasten steckte. Unbemerkt blieb er doch nicht. Der alte Nachtwächter des Viertels, der sich gerade gegenüber dem Hause des Geheimrats Schaffner in einer tiefen Thornische mit Hilfe seines zusammengerollten Dienstmantels einen bequemen Ruheplatz herrichten wollte, erkannte den stillen Wanderer und merkte auch ungefähr, was er that.

„Da seh' einer,“ brummte er, „also machen die gelehrten Leute jetzt auch so was mit! Ich sag's ja, seit die Geschichte mit den Kneipp-Kuren aufgekommen ist, meinen sie, sie müßten es in allem halten wie die Bauern.“ Dann stand er auf und trat dem zurückschleichenden Wanderer mit dem Gruße entgegen: „Schönen guten Abend, Herr Doktor, haben Sie vielleicht etwas Feuer?“ — „Bitte, hier,“ antwortete Karl Borndorf mit raschgewonnener Fassung und hielt dem Wächter der Nacht die gefüllte Zigarrentasche hin. Dieser freute sich, daß der Herr Privatdozent die Formen des studentischen Nachtverkehrs noch nicht vergessen hatte. „Danke schön, Herr Doktor,“ sagte er, holte sich zwei von den Havannas hervor und steckte sie vorn zwischen den zweiten und dritten Rockknopf, „auf mich können Sie sich verlassen, Herr Doktor, — ich weiß von nichts!“ — holte sich noch eine dritte hervor, biß sie ab und brannte sie mit einem aus der Rocktasche gefischten, an der Laterne angezündeten Schwefelholze an. Darauf trennten sich die beiden mit freundlichem Gruße, und es war wieder ganz still und dunkel in der Bismarckstraße, nur der Spieß des Nachtwächters dröhnte bisweilen, und seine Zigarre funkelte wie ein riesiger Leuchtkäfer durch die Mainacht.

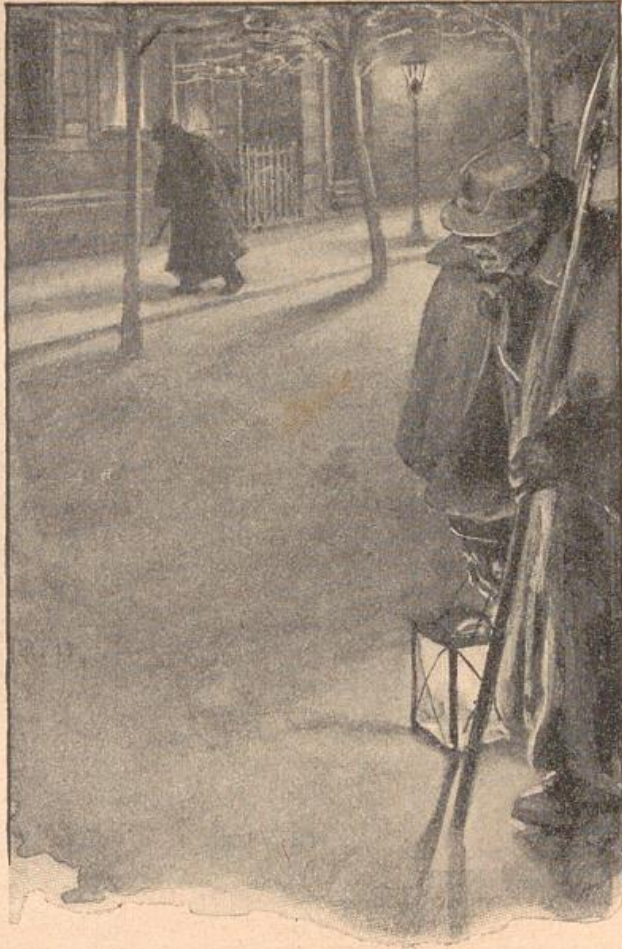
Gegen halb sechs morgens zog der Wächter heim, um sich mit Frühstück und Morgenschlaf zu neuen Thaten zu stärken; denn er war im Nebenamte auch Hundescherer und hatte an diesem Tage noch drei Freunde des Menschengeschlechtes, darunter den weißen Pudel des Geheimrats Schaffner, in Löwen zu verwandeln.

Mehrere junge Männer, mit grünen Reifern in der Hand, waren in der Morgendämmerung einzeln vorübergeschlichen und hatten sich an Fenstern und Thüren zu schaffen gemacht, ohne daß der Wächter sie störte. Mit dem wachsenden Tageslichte belebte sich die Straße. Pfeifende Bäckerjungen trabten vorüber und hingen ihre Brötchenneze an die Hausthüren. Sie und da spähte schon ein Dienstmädchen erwartungsvoll vors Haus, schmunzelte und errötete, wenn es einen grünen Birkenzweig draußen hingesteckt sah, nahm ihn aber noch nicht herein; denn die Herr-

schaft sollte ihn doch auch noch bewundern, und vor allem sollten sich alle Nachbarmägde an ihm ärgern, die keinen solchen Liebesgruß aufweisen konnten.

Um sieben Uhr, noch ehe die Jalousien an den herrschaftlichen Fenstern sich öffneten, zeigte sich der erste städtische Spaziergänger. Das war

der Professor Wendelin Borndorf, von den Studenten einfach Wendelinus genannt, ein kleiner rundlicher Herr mit langen weißen Locken, die Brille auf der Nase und die Lorgnette um den Hals, denn er war sehr kurzsichtig. Wie viele alte Junggesellen war er ein Frühaufsteher, schon beim ersten Morgenstrahl pflegte er durch den Stadtwald und die Bordorfstraßen zu schlendern, in irgend ein Problem vertieft und in der Hand irgend einen



Gegenstand, den er irgendwo in der Zerstreuung aufgelesen hatte, um ihn in der Zerstreuung wo anders wieder liegen zu lassen. Diesmal wirbelte er einen Zweig zwischen den Fingern umher, einen krummen knorrigen Zweig mit weißen Blüten.

Vor einem Fenster des Schaffnerschen Hauses fiel ihm etwas auf. Er legte den Kirschenzweig beiseite und führte sich den

neuen Gegenstand seiner Betrachtung dicht vor die Brille. „In der That,“ murmelte er, „ein Birkenreis. *Betula*, ganz recht, — *Betula alba*, unsere richtige Waldbirke. Und mit einem blau-seidenen Bändchen. Dies ist sonderbar.“ Dann schlenderte er weiter, vertiefte sich wieder in seine Probleme und hatte völlig



vergessen, daß er den Zweig von *Betula alba* in der Hand trug. Aber zehn oder zwölf Häuser weiter sah er ein paar Dienstmädchen zusammenstehen, die fichernd und einander verschämt mit den Ellenbogen anstoßend zwei ebensolche Zweige betrachteten. Da fiel ihm etwas ein. „D so,“ meinte er. „Dann muß ich aber diesen hier auch wieder an seinen Platz bringen. Wo war es nur?“ Suchend, die Lorgnette vor der Brille, schritt er zurück und machte an einem Fenster Halt. „Hier wird es gewesen sein,“ murmelte er vergnügt und legte den Zweig auf die Fensterbank.

In diesem Augenblick fuhr ihm etwas Schwarzes, Borstiges dicht vor dem Gesicht her, ein Geruch nach Ofenruß stieg ihm in die Nase, und als er sich umwandte, stand vor ihm ein leibhaftiger Schornsteinfeger mit Leiter, Krabber und sonstigem Zubehör, ein junger, hübschgewachsener Bursch mit funkelnden Augen. Der Schwarze deutete mit dem Finger auf einen ansehnlichen Birkenzweig, der in der Thürnische des Hauses aufgepflanzt war, und bemerkte in drohendem Tone: „Wissen Sie auch, daß der da von mir ist, Sie?“

Der Professor beäugelte den großen Maien und nickte verständnisvoll. „Ei ja,“ sagte er mit strahlend freundlichem Lächeln, „ich verstehe schon! Die Liebe, die Liebe! Aber verzagen Sie nicht, lieber junger Freund, es könnte ja doch sein, daß das junge Mädchen Ihnen vor dem anderen den Vorzug gibt. Ich sehe, Sie haben *Betula pendula* gewählt, — die sogenannte Trauerbirke. Warum denn? Nur nicht so schnell den Mut verlieren. Nun, schönen guten Morgen, mein Lieber!“

Nach diesen Trostworten wandte er sich ab und spazierte weiter. Der schwarze Mann starrte ihm verblüfft nach, dann riß er ungestüm an der Klingel des Hauses und begann sich mit dem öffnenden Dienstmädchen in einem Tone auseinanderzusetzen, der gar nicht zu dem freundlichen Sinnbild paßte, das er ihr in verschwiegener Dämmerstunde vor die Thür gesetzt. —

Als Fräulein Grete Schaffner um acht Uhr ins Frühstückszimmer trat, lag ein Brief neben ihrem Gedeck. Sie lächelte fröhlich, als sie die Handschrift erkannte. „Nun, Babette, haben Sie auch einen Maien bekommen?“ fragte sie die Wirtschafterin neckend, während sie den Brief öffnete. Das war ein unbedacht grausamer Scherz, denn Babette wartete jetzt schon seit zwanzig Jahren auf ihren ersten Maien und empfand es bitter, wenn man sie daran erinnerte. „Du lieber Gott,“ sagte sie achselzuckend, „ich bin froh, daß man mich mit solchen Dummheiten verschont. Das Mädchen von nebenan hat sich heute früh schon mit seinem Liebhaber gezankt, weil er darüber kam, wie ihr ein ganz alter Herr aus der Stadt einen Maien stecken wollte.“

Grete hatte gar nicht zugehört, ihre ganze Seele war bei





den Versen des Festspielsdichters. „So?“ bemerkte sie gleichgültig und las weiter.

„Ja,“ fuhr Babette lauernd fort, „ich weiß überhaupt nicht, was das jetzt mit den Herren aus der Stadt ist. Allerlei



Dummheiten. Da sehen Sie nur, das Ding da lag heute früh auf dem Fenster hier draußen, und der Nachtwächter, der vorhin unseren Mox zum Scheren abholte, hat zum Glück gesehen, wer es heute nacht hingelegt hat. Und wissen Sie, wer es war? Der junge Herr Doktor Borndorf.“

Das Papier in Gretes Hand knitterte zusammen, sie er-

bleichte sehr und starrte sprachlos auf den Waldfirschenzweig, den ihr Babette neben den Teller legte.

„Na, was sagen Sie dazu?“ fragte die gute Babette. „Ist das eine Art?“

„Nein, wahrhaftig nicht,“ erwiderte die arme Grete mit zitternder Stimme. „Werfen Sie das Ding in den Ofen, Babette, und sagen Sie dem Herrn Geheimrat nichts davon, hören Sie!“

Damit verließ sie das Zimmer, und Babette blickte ihr befriedigt nach. „Das sitzt!“ meinte sie; und sie konnte es wohl sagen.

\*            \*            \*

Mit dem Festspiel sah es traurig aus. Grete Schaffner hatte ihre Zusage zur Mitwirkung unter allerlei Vorwänden zurückgenommen und sich dadurch mit einigen besten Freundinnen überworfen. Eine Ersatzkraft für die Rolle der Waldfee fand sich schließlich; aber auch der Dichter und Regisseur schien alle Lust an der Sache verloren zu haben, er entschuldigte sich mit seinen dringenden Studien und überließ es den jungen Damen, sich mit seinen Versen abzufinden. Grete Schaffner hatte ihm am ersten Mai seine poetische Belehrung über die Bedeutung der echten und falschen Maien mit folgenden Begleitzeilen zurückgesandt:

Herrn Doktor Karl Borndorf.

Ich bedanke mich für Ihre taktvolle Andeutung und bitte, mich weiterhin mit Ihren Aufmerksamkeiten zu versehen.

Grete Schaffner.

Seitdem hatte er die Freuden der Geselligkeit verschworen und lebte nur noch in altdeutschen Manuskripten. Seine grausame Verächterin ging so betrübt und bleich umher, daß es sogar ihrem gelehrten Vater auffiel; ihr Tagebuch füllte sich mit zahlreichen dichtgeschriebenen Seiten voll Welt Schmerz, Todessehnsucht

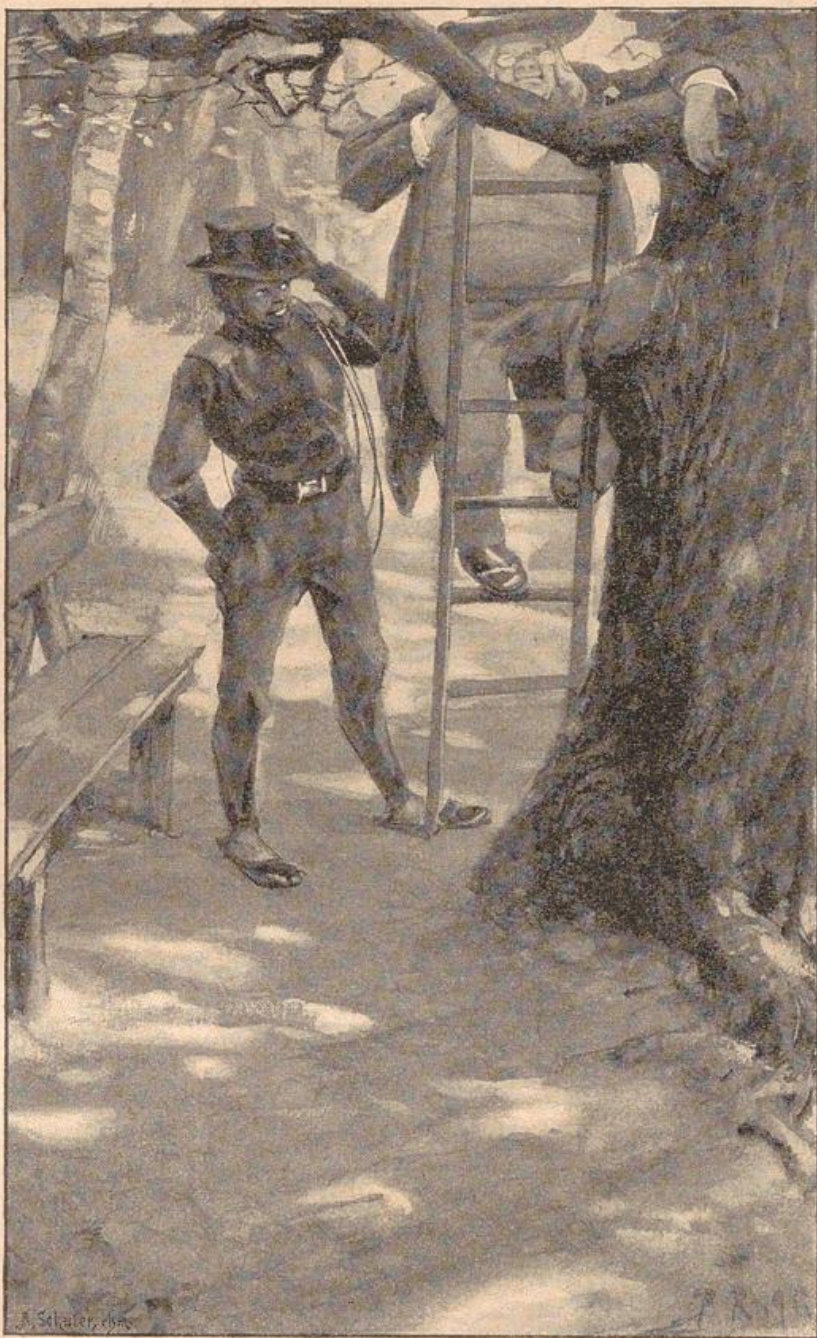
und Ausrufungszeichen, auch ging sie stundenlang auf einsamen Wegen im Stadtwald spazieren. Wenn sie dabei dem Professor Wendelin Borndorf begegnete, so erwiderte sie seine väterlichen Grüße mit einer gewissen wehmütigen Freundlichkeit, als müßte sie den guten alten Herrn dafür trösten, daß er mit einem solchen Neffen geschlagen sei.

Der Professor Wendelin Borndorf hatte natürlich keine Ahnung davon, daß zwischen der lieben blonden Tochter des Kollegen Schaffner und seinem Neffen etwas nicht in Ordnung war. Aber ungefähr acht Tage nach jenem verhängnisvollen ersten Maimorgen machte er eine große Entdeckung. Er saß im Stadtwald auf einer Bank an dem Wege, der von der Stadt nach einem Dorf oben auf der Höhe hinführt, ließ sich den frischen Morgenwind um seine ehrwürdigen Locken wehen und äugelte gedankenvoll in das kaum eben belaubte Geäst einer alten, knorrigen Steineiche hinauf, die der Bank gerade gegenüberstand. Plötzlich blieben seine Blicke droben an einem runden Gegenstand haften, der sich wie ein Wulst um die Mitte eines breiten Eichenastes zu schlingen schien. Er verstärkte die Kraft der Brille durch die Lorgnette, spähte und murmelte aufgeregt, endlich stand er auf und versuchte mit vielem Eifer, auf den Baum zu klettern. Aber es ging nicht, der Stamm war zu dick und der unterste Ast blieb auch bei den kühnsten Sprüngen des alten Herrn noch immer um zwei Fuß zu hoch.

In diesem Augenblick kam just der junge Schornsteinfeger pfeifend des Weges. Er hatte in dem Dorf oben auf der Höhe zu thun und war in voller Berufsrüstung. Als er den alten Herrn erkannte, hörte er auf zu pfeifen und seine Mienen wurden drohend.

„Ach, mein Lieber, Sie kommen mir mit Ihrer Leiter gerade recht,“ rief der Professor erfreut. „Möchten Sie mir wohl auf den Baum hier hinaufhelfen? Ich glaube da oben etwas zu bemerken, was meine Anwesenheit dringend erfordert.“

Ueber die geschwärzten Züge des Schornsteinfegers legte sich ein unheimlich freundliches Grinsen. „Das will ich Ihnen



„Das will ich Ihnen schon besorgen,“ bemerkte der Schornsteinfeger und lehnte die Leiter an den Baum. (S. 128.)

schon besorgen," bemerkte er und lehnte die Leiter an den Baum. Der Professor stieg hinan, schwang sich auf den untersten Ast und kletterte mit verhältnismäßig großer Behendigkeit seinem Ziele zu, um sich sogleich in dessen Betrachtung zu vertiefen. Darüber entging es ihm völlig, daß sein Helfer die Leiter wieder abnahm und weiterschlich, um sich hinter einem etwa zwölf Schritt entfernten Gebüsch zu verbergen.

„Es ist wirklich *Viscum album*, die richtige Vogelmistel. Das erste Mal, daß ich sie auf dieser Baumart finde," rief der Professor oben aufgeregt.

„Nun wollen wir doch sehen, wie er da wieder herunterkommt," brummte der Schornsteinfeger unten sehr ruhig.

Eine Viertelstunde darauf kam Grete Schaffner und setzte sich auf die Bank. Sie liebte diesen Platz, er war schattig und ernst, besonders wenn der Wind so vernehmbar in den Wipfeln spielte. „Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn," citierte sie und blickte aus feuchtverklärten blauen Augen zu der Steineiche empor. Da sah sie droben auf dem breiten Ast neben dem Mistelstrauch den Professor sitzen, mit rußgeschwärzten Händen und baumelnden Beinen. Er nickte ihr freundlich zu, winkte mit einem Mistelzweig und rief:

„Dies ist in der That ein gesegneter Morgen, liebes Kind. Sehen Sie doch hier, — diese große Mistel, — *Viscum album*, das Volk nennt sie auch Eichenmistel, in Wahrheit schmarrt sie höchst selten auf Eichen, und dies ist der erste Fall, den ich in unserer Gegend finde. Wie erfreulich, nicht wahr?"

„Wie sind Sie denn da hinaufgekommen, Herr Professor?" fragte Grete.

„Ein freundlicher junger Mensch, ein Schornsteinfeger, hat mir mit seiner Leiter geholfen. Aber ich sehe ihn nicht mehr. Bitte, sehen Sie ihn vielleicht?"

„Weder Mensch noch Leiter," versicherte Grete.

„O," machte der Professor, „das bedaure ich. Ich erinnere mich jetzt, ich habe versäumt, ihn zu ersuchen, daß er warte. Möchten Sie sich dann vielleicht nach einer anderen Leiter um-

sehen, liebes Kind? Ich glaube wirklich nicht, daß ich den Sprungwagen darf.“

„Um Gottes willen nicht, Herr Professor,“ rief Grete. „Bleiben Sie ruhig oben, ich will sehen, wo ich Beistand finde.“

Sie mußte doch fünf Minuten in den Anlagen umherirren, bis sie ein paar Wanderer fand; und nun waren es auch gerade ihr Vater und — er! Der Geheimrat hatte den jungen Fachgenossen in diese Einsamkeit entführt, um ihm ungestört seine Ansichten über gewisse Fragen der gotischen Lautlehre zu entwickeln.

In fliegender Eile, ohne Karl Borndorf dabei anzusehen, berichtete Grete ihrem Vater von der Notlage seines Kollegen.

„Um, was machen wir aber da?“ fragte der Geheimrat. „Wenn man vielleicht schnellstens zur Feuerwehr schickte —“

„Ich denke, es ist nicht nötig, Herr Geheimrat,“ warf der Doktor ein und reckte seine hohe Gestalt wie zur Probe auf. „Wenn uns das gnädige Fräulein vielleicht zu jenem Baum leiten möchte —“

„Bitte!“ sagte Grete kühl und schritt den beiden vor-



A. Schüller, chd.

auf. „Der Heuchler!“ dachte sie, „er hat schon vor zwölf Jahren mit mir unter dem Baum gefessen und kennt den Weg so gut wie ich. Er will mich nur mit seiner Gegenwart quälen.“

Der Professor winkte ihnen schon von weitem mit seinem Mistelzweig zu. „Eine schöne Entdeckung, Herr Kollege!“ rief er. „Aber wo haben Sie die Leiter?“

„Ich glaube, Onkel, es geht schon so,“ erwiderte der Doktor und stellte sich unter den Baum. „Setze deine Füße nur vorsichtig auf meine Schultern —“

„Das ist nicht nötig, meine Herren,“ bemerkte der Schornsteinfeger und kam aus seinem Versteck hervor. „Wenn der alte Herr mir nur gepiffen hätte, ich habe dahinten im Wald nach Maiglöckchen gesucht. So, da ist die Leiter. Aber dann möchte ich den Herrn doch noch bei der Gelegenheit fragen, weshalb er meinem Mädchen einen Maien bringen wollte, wo er sie doch gar nicht kennt? So ein Schabernack ist doch keine Manier für einen gelehrten Herrn, der schon weiße Haare hat.“

Der Professor war mittlerweile von der Leiter gestiegen. Er sah den Frager verwundert an. „Ach,“ sagte er, „jetzt erinnere ich mich. Es war in der Bismarckstraße, nicht wahr? Aber, mein Lieber, da muß ein Mißverständnis vorliegen. Sie meinen doch jenen Birkenzweig mit dem blau seidnen Bändchen? Der lag schon vorher da auf der Fensterbank. Ich hatte ihn nur aus Versehen mitgenommen und wollte ihn wieder hinlegen.“

Doktor Karl Borndorf sah abwechselnd seinen Onkel und Grete an, die unter diesem Blick die Farbe änderte und sich an den Eichbaum lehnte. „Bist du auch sicher, Onkel, daß du den Maien wieder vor das richtige Fenster gesteckt hast?“ fragte er eindringlich. „Vielleicht gehörte er ein Haus weiter.“

„Da lag ein wildes Kirschenreis,“ sagte Grete und zupfte mit gesenkten Blicken an einem Eichenblatt.

„O Himmel, ja,“ rief der Professor, „das hatte ich ja vorher in der Hand. Wo mag ich denn nur an jenem Morgen

meine Gedanken gehabt haben? Ich bin doch sonst nicht so zerstreut. — Ach, sagen Sie, lieber Herr Kollege," fuhr er leise fort und leitete den Geheimrat einige Schritte abseits, „glauben Sie, daß jenes mir ganz unbekanntes Dienstmädchen Ihres Nachbarn aus diesem Mißverständnis einen — wie soll ich sagen — einen Anspruch gegen mich erheben könnte? Es wäre mir wirklich unangenehm."

„Nein, das glaube ich doch nicht," meinte der Geheimrat lachend und winkte den Schornsteinfeger herbei. „Sie sehen, mein Lieber," sagte er zu ihm, „es war ein Mißverständnis, weiter nichts."

„Schon gut," antwortete der Schornsteinfeger, „wir haben uns ja so wie so schon wieder vertragen, das Traudchen und ich."

„Ach," sagte der Professor, der indes in seiner Börse gekramt hatte, „das freut mich aber. Hier, mein lieber junger Freund, wollen Sie das Ihrem Fräulein Braut überreichen?"

Der schwarze Mann sah sich das Goldstück einen Augenblick unschlüssig an.

„Für mein Mädchen nehm' ich kein Geld," sagte er, „aber ich kann's ja dafür nehmen, daß ich Ihnen auf den Baum geholfen habe. Danke schön!" Damit steckte er das Geld ein, lüftete den Cylinderhut und zog ab.

Die beiden alten Herren blickten ihm freundlich nach. „Also das ist die Mistel," meinte der Geheimrat und musterte den Zweig, den der Kollege in der Hand hielt. „Merkwürdig. Ein heiliges Gewächs für unsere heidnischen Vorfahren. Sie wissen ja, in England hat es jetzt noch eine gewisse liebliche Kraft. Wenn ein Herr eine Dame beim Weihnachtsfest unter dem Mistelzweig stehen sieht, so darf er sie küssen. — Und da oben wächst sie?" fragte er und wandte sich nach der Eiche zurück.





Da stand seine Tochter Grete, gerade unter dem misteltragenden Ast, und ließ sich von Karl Borndorf so geduldig küssen, als ob es Weihnacht und mitten in England wäre.

„Ei!“ sagte der Geheimrat und lächelte friedlich, denn das Paar gefiel ihm.

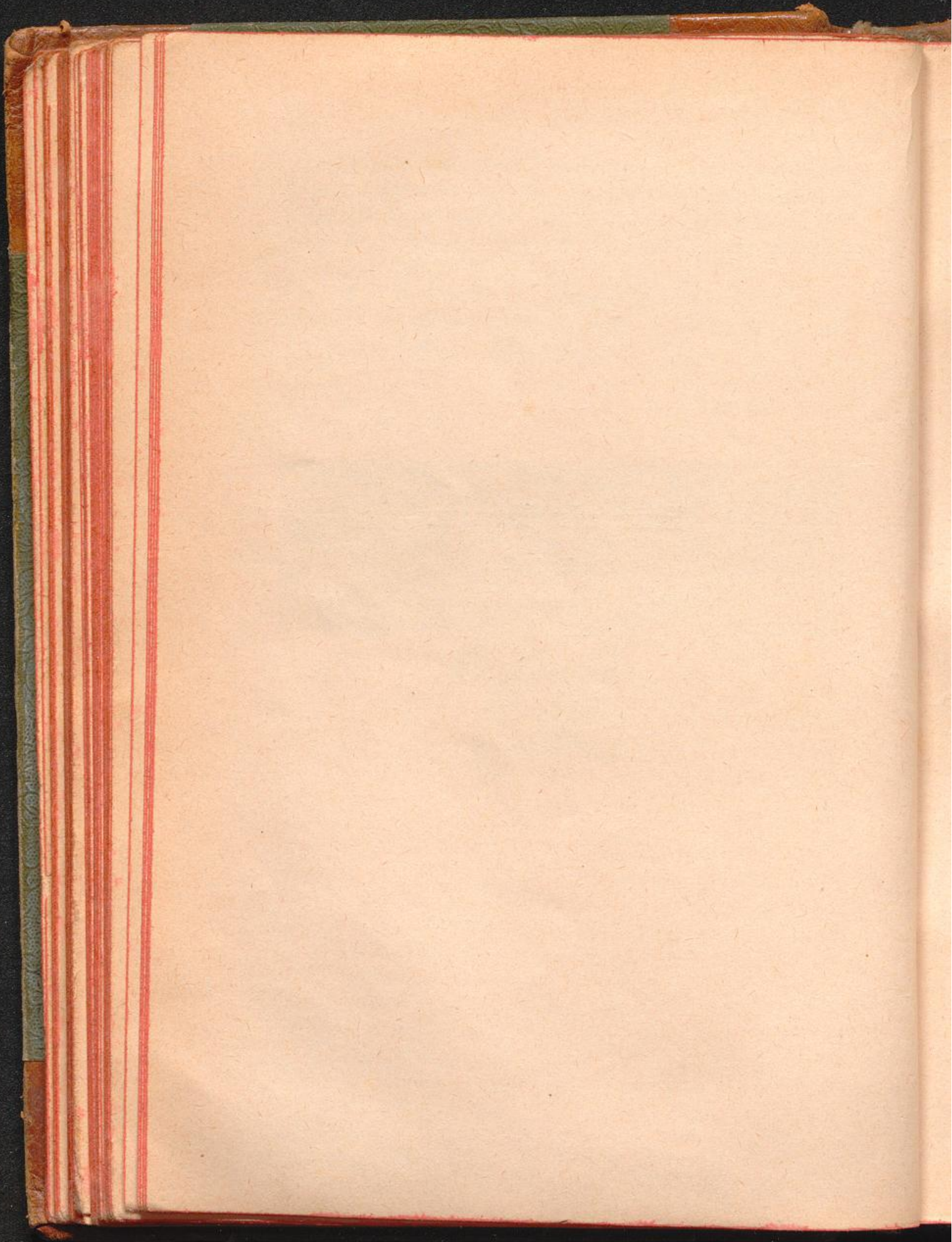
„Ei!“ wiederholte der Professor und hielt sich statt der Lorgnette das Mistelreis vor die Brille. „Dieser Mai ist doch ein gesegneter Monat, Herr Kollege!“



Nur ein Baum.

Ein Nachruf.

---



Wenn einer weiß, daß er zum Tode verurteilt ist, so geht er in sich und stellt sich recht still und bußfertig dar. Man sollte es meinen. Den ich aber heut abend gesehen habe, der schaute überaus fröhlich aus. Sein bestes Festgewand hatte er angelegt, gab große Gesellschaft, und seine Gäste lärmten und sangen, als sollte die Freude gar kein Ende nehmen.

Es war aber freilich kein Mensch, es war nur ein Baum. „Nur ein Baum!“ sagen wir Menschen. Wir sollten billig bedenken, daß so ein armes Gewächs mit dem Tode noch ganz anders hin ist als unsereins. Für uns ist der Tod nur ein Uebergang, ein Umsteigen, wenn wir auch über die Richtung des nächsten Zuges nicht ganz einig sind. Aber solch ein Baum — der ist wirklich tot, wenn er gestorben ist.

Ganz tot. Und er war doch einst so lebendig, als ich ihn zuerst sah. Das ist jetzt erst vier Jahre her. Damals war er schöner als der schönste Apfelbaum, den sich manche Eva denken könnte. Er stand auf dem „Zuckerweck“, und das ist das Merkwürdigste. Denn der „Zuckerweck“ trug gewiß mancherlei seltsame Blüten, aber Apfelblüten hätte dort keiner gesucht.

Der „Zuckerweck“ war die schmalste, krummste und bauplanwidrigste Gasse der Stadt. Eine alte Festungsmauer war nach und nach so weit verwittert und eingestürzt, daß sie mit ihren Trümmern den dazugehörigen Graben notdürftig ausfüllte. Darüber hatte sich von den zerbröckelnden Steinen etwas Erdreich angeesetzt, eilfertige Füße hatten einen Pfad getreten: nach links den Berg hinauf, nach rechts den Berg hinunter, und beiderseits an diesem Pfad hatten arme Leute ihre Hüttchen gebaut, bis allmählich eine ordentliche Straße im Westentaschenformat daraus geworden war — bergauf, bergab, krumm wie ein Zuckerweck.

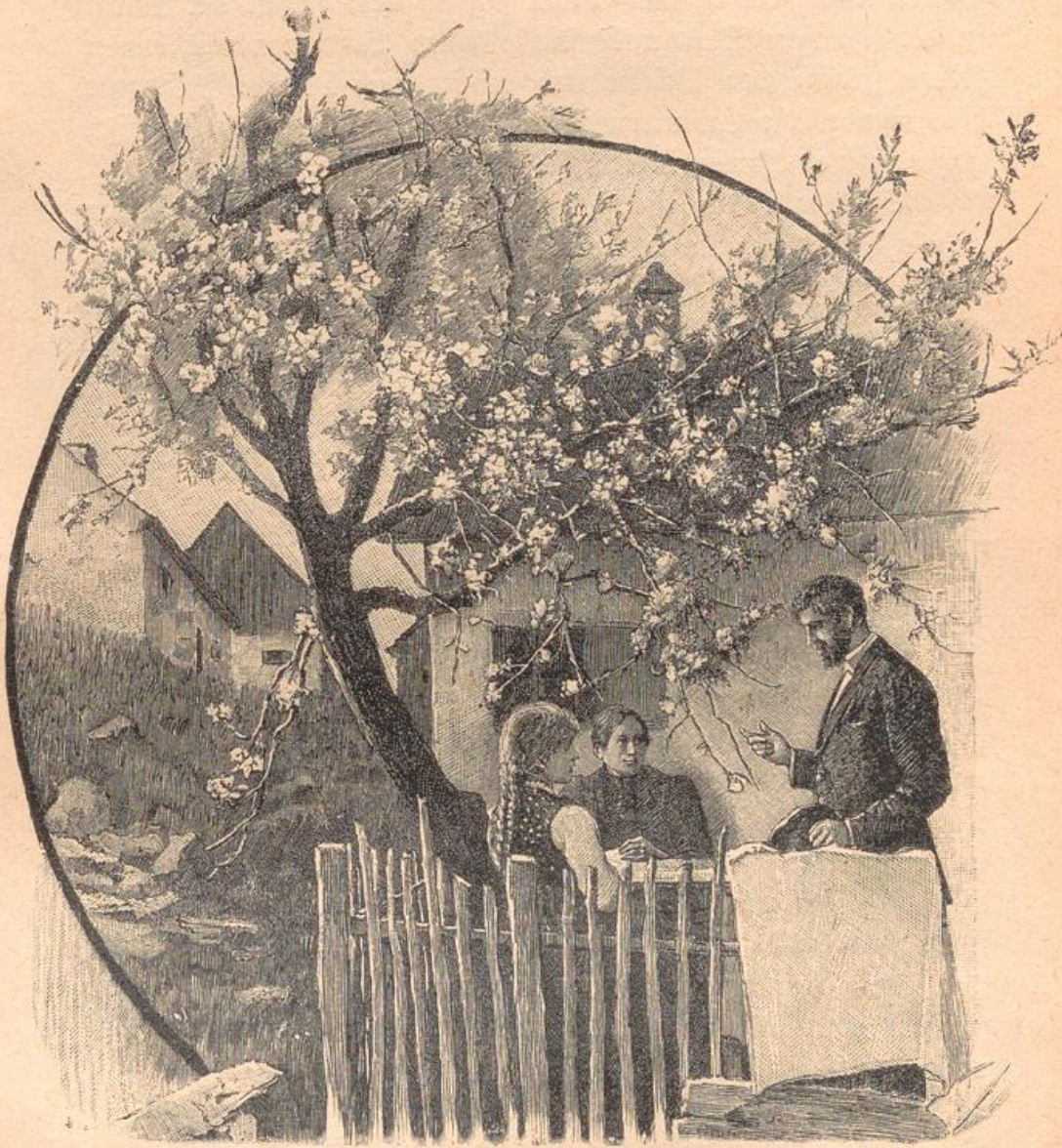
Es waren nur sechs oder sieben Häuschen auf jeder Seite. Die in der Mitte standen so hoch, daß man von der Hausthür aus den Bewohnern der untersten aufs Dach husten konnte. Es that's aber keiner; denn die hier wohnten, hielten Frieden. Sie hatten meist gar keine Zeit, sich mit anderen Leuten zu zanken.

Ziemlich zu unterst am inneren Ende, da wo es zur Altstadt hin ging, lag das kleinste Häuschen, und daneben, auf einem neun Quadratfuß großen Gärtchen, wuchs der Apfelbaum. Weiß der Himmel, wer ihn dorthin gepflanzt hatte. Gewiß war es nicht mit Willen geschehen. Auch sah der Baum krumm und krüppelig aus, ganz als ob er um Entschuldigung für sein Dasein bitten wollte. Aber er blühte trotzdem sehr schön und reichlich.

Als ich ihn zuerst sah — ich war gewiß nicht um seinetwillen den „Zuckerweck“ hinauf- und hinabgestiegen und wußte überhaupt nicht, daß hier ein Baum stand — da that er es mir sogleich dermaßen an, daß ich nicht vorbei mochte. Ein unwiderstehliches Gelüft befiel mich, einen von seinen Zweigen mit den rötlichweißen süßduftenden Blüten mitzunehmen. Also ging ich hinein in den sogenannten Garten, den außer dem Baum ein Tischlein mit zwei Schemeln völlig ausfüllte, und bat um ein blühendes Reis. An dem Tischlein saßen die zwei Bewohnerinnen des Häuschens, eine bucklige Näherin und ihre junge Nichte; das war ein schlankes Mädchen, kaum aus den Kinderschuhen heraus, mit dicken blonden Flechten, blassen zarten Wangen und zwei großen fragenden Augen, von einer Farbe wie Syringtblüten, die lange in der Sonne gestanden haben. Sommer Sonne bei Frühlingsblumen und dumpfe enge Dämmerung der Armut bei Menschenknospen haben das miteinander gemeinsam, daß sie alles Blühen und Leben in eine trügerische Blässe kleiden. Es blüht aber doch.

Das ältere Fräulein nickte geschmeichelt, als ich ihren Baum lobte und um ein Zweiglein bat. Die Nichte sollte mir eins abschneiden. Unterdes mußte ich auf dem verlassenen Schemel Platz nehmen. Die Tante erzählte dann, wie still und friedlich sie hier lebten; wie sie gar nichts merkten von der Welt draußen, und wie ihr das besonders lieb sei um ihrer jungen Nichte willen.

Denn da draußen lauerten ja tausend Gefahren für ein unerfahrenes Mädchen. Sie trug das alles mit ziemlich klangloser



Stimme vor, eintönig und überzeugt, wie ein langgewohntes Gebet, und nähete unterdessen eifrig weiter.

Die Nichte stand derweil hinter dem Stuhl der Redenden, suchte prüfend mit ihrer Schere in der Hand den Zweig für mich aus, und ein paarmal bewegte sie die Hand mit der Schere

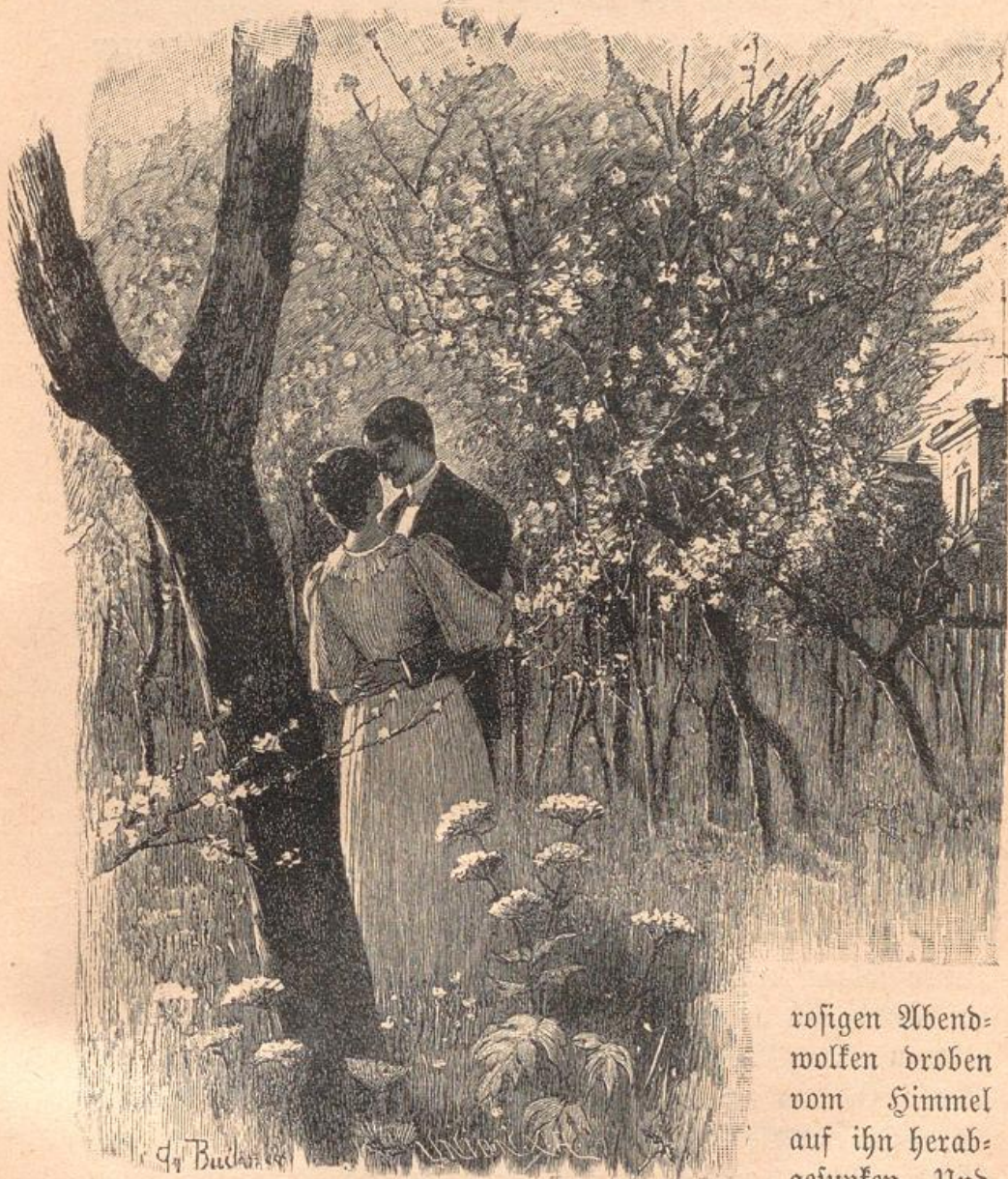
zierlich lebhaft hin und her. Ich dachte, es geschehe, um die Fliegen und Käfer abzuwehren, die sich's in dieser Dase von Blüten wohl sein ließen. Dann sah ich aber jenseit der Mauer in der sonnigen Stadtgrabenstraße einen Studenten mit bunter Mütze stehen, der lächelte und winkte auch herüber. Es war eine wunderliche Erläuterung zu dem Vortrag der Alten. Ich nahm meinen Zweig in Empfang, dankte und ging.

Seitdem haben die Bäume schon viermal wieder Blüten angefetzt, und die alte Stadt hat sich merkwürdig rasch verändert. Es ist ein neuer Trieb in sie gefahren, ich habe sie kaum wieder erkannt, als ich aus dem eben erbauten neuen Bahnhof trat. Der Bahnhof liegt diesseit des „Zuckerwecks“, in der Neustadt, das alte Sträßlein mit seinem Auf und Ab von baufälligen Hütten hemmte den mächtig anschwellenden Verkehr zwischen Bahn und Stadt. So nach hat man die Häuslein angekauft und weggerissen, der Hügel wird abgetragen, es soll eine schöne, breite, stolze Straße werden.

Einstweilen ist von der neuen Straße noch nicht viel Rühmliches zu sagen: es ist ein lehmiger unebner Pfad zwischen Kalkpfützen und Haufen von Ziegelsteinen. Aber der Durchgang ist schon frei, und von der Bahnhofseite aus sind sogar schon die ersten Geschäftshäuser erbaut und besiedelt. Trockenwohner nennt man in den großen Städten die armen Leute, die um ein Geringes die neuen Villen zuerst ein halbes Jahr einnehmen dürfen, um die Feuchtigkeit und sonstige Krankheitsträger wegzuwohnen. Was sich jetzt zunächst in den ersten Häusern der neuen Geschäftsstraße breitmacht, könnte man Trockenläden nennen. Später kommen dann die wahren Läden nach, mit glänzender Einrichtung, festen Preisen, lächelnden Ladennymphen und den „neuesten Nouveautés der Saison“.

Gerade bis zu dem alten krüppeligen Apfelbaum sind die Neubauten schon vorgerückt. Neben ihm, dort, wo einst das Häuschen der Näherin stand, wird schon der Grund für die Kellermauern eines umfangreichen Geschäftshauses ausgeworfen. Der graue verwitterte Stamm ist von Kalkspritzern entstellt, und als ich heut abend vorüberging, sah ich, wie ein Palier mit dem Finger an ihm vorbeistrich und sagte: „Morgen muß er dran glauben!“

Der alte Baum aber stand in voller Frühlingspracht. Seine unzähligen duftenden Blüten leuchteten, als wäre ein Teil der



rosigen Abendwolken droben vom Himmel auf ihn herabgesunken. Und

die Sperlinge und Buchfinken in den Zweigen fangen und zwitscherten, als müßte das ewig so wiederkehren; als wären sie überzeugt, daß die Menschen, wenn sie ihre Städte verschönern wollen, vor allem die Bäume als schönste Zier der Städte stehen und blühen lassen.

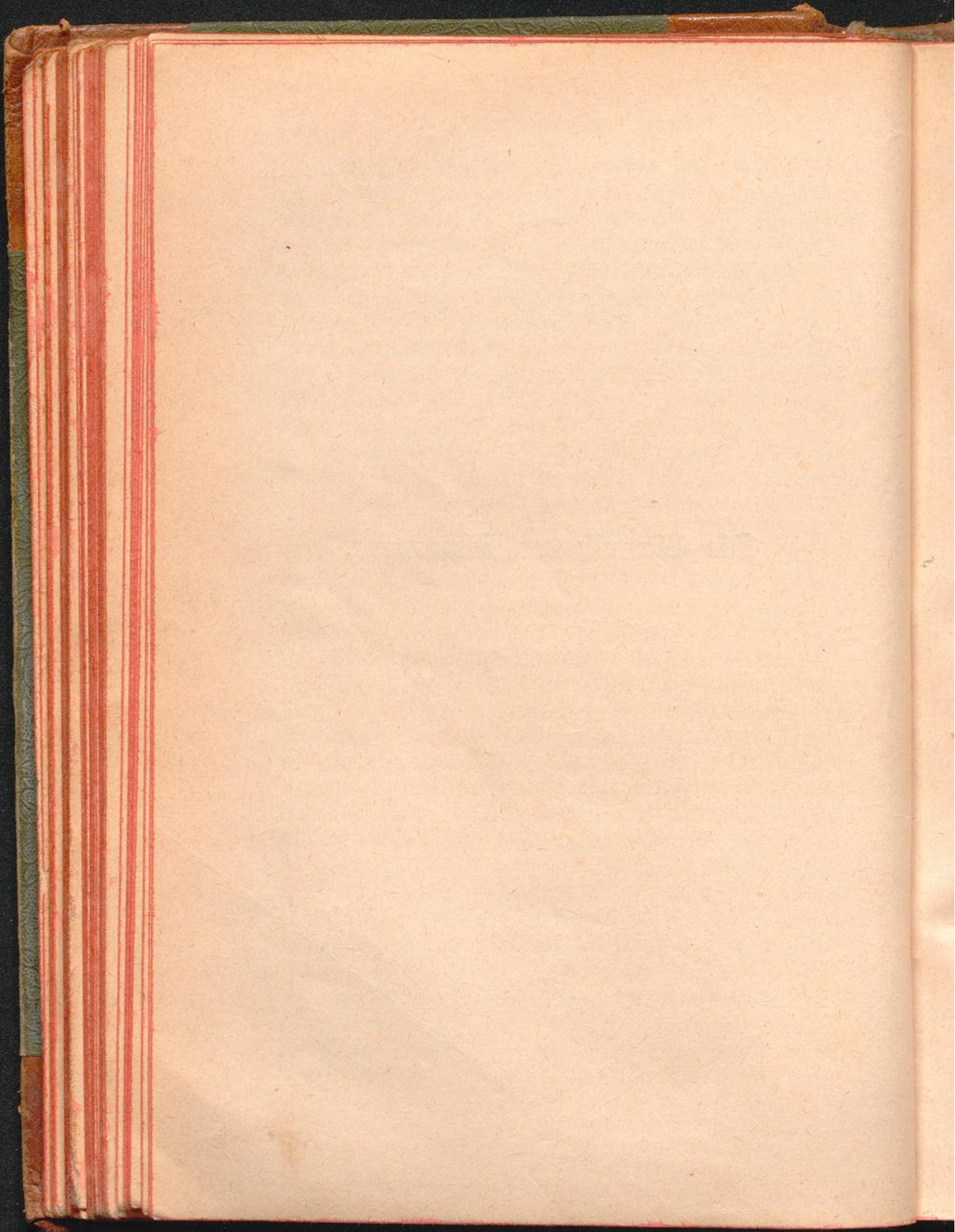


Mir machte dies alles einen überaus traurigen Eindruck, und als ich draußen vorm Thor meinen eigenen schönen Garten erreicht hatte, wo in den blühenden Büschen die Nachtigall sang, mußte ich immer wieder an den armen verlorenen Posten drinnen in der Stadt denken. Es trieb mich, ihm ein kleines Wort der Erinnerung zu weihen. Das habe ich denn hiermit gethan, viel eilfertiger als es einem Dichter geziemt. Wie manches hätte ich noch hinzu erfinden können von dem Geschick und Ende der alten Näherin und ihrer jungen Nichte, die in ihrer weltabgeschiedenen Stille doch auch schon die Frucht vom Baume der Erkenntnis zu kosten gewußt! Es ist aber am Ende viel alltäglicher und begreiflicher, daß ein hübsches Mägdlein, wo immer es leben mag, Liebe weckt und erwidert, als daß ein Apfelbaum auf dem „Zuckerweck“ stand und blühte jahrzehntelang.

Wenn es erlaubt ist, einem Baum zu wünschen, was wir alle uns einander zudenken, so möchte ich sagen: Gott geb' ihm einen sanften und schnellen Tod! Mir und manchem anderen, der vorüberschritt, war er in trübseliger Umgebung ein liebliches Bild, armen und redlichen Leuten bot er jahraus jahrein vielleicht die einzige blühende Frühlingsfreude. Er ist gefallen als ein Opfer dessen, was wir die Kultur unserer Zeit nennen, als ein Opfer des Zeitalters des Verkehrs. Behüte der Himmel, daß ich diesen Verkehr, diese Kultur schelte! Wir alle sind ihre Kinder, und wir würden uns sehr unglücklich fühlen in jedem anderen Zeitalter, auch in den gepriesensten unter allen Jahrhunderten, die gewesen sind. Ob nicht wieder andere, stillere, rückfällige Zeiten folgen, wer mag das wissen! Aber gewiß, ob und wie die Sitten sich ändern mögen, auch in allen kommenden Zeiten wird mit der Blütezeit jedes Jahres der Lenz in jungen Menschenherzen neu erwachen. Unter den blühenden Bäumen wird sich auch die Blüte der Jünglinge und Mädchen vereinen und mit scheuen Lippen den Schaum vom Kelch der Seligkeiten schlürfen. Und wenn sich dann zwei unter einem duftenden Wipfel zusammenfinden, dessen Ahnenkette zu dem bescheidenen Baume im Armengärtchen auf dem „Zuckerweck“ zurückführt, so sei ihnen im voraus mein Segen gespendet.

Die Chronik des Klausners.

---





Als das Laub an den Kastanienbäumen ganz vergilbt war und in den Weinbergen die blauen Burgundertrauben reiften, packte Franz Kainer seine Sachen, nahm den Bauer mit seinem Raben in den Arm und löste sich eine Fahrkarte dritter Klasse nach der großen Stadt weiter unten am Rhein, um dort Einsiedler zu werden.

Noch selbigen Tages hatte er nach einigem Suchen eine Klausel gefunden, die vollkommen seinen Wünschen entsprach: in einer engen, belebten Gasse, zwei Treppen hoch nach der Straße, bei einer dicken Frau, die einen Handel mit Backhese trieb und nebenbei auf Pfänder lieb. Das Haus war so schmal, daß es in jedem Stockwerk nur zwei Zimmer faßte. Auf dem zweiten Stock wohnte also außer Franz nur noch eine Partei, und zwar eine Lehrerin, die älteste Mieterin im Hause, wie die Wirtin versicherte.

Nachdem er es sich einigermaßen heimisch gemacht hatte, verwendete er den ersten Abend darauf, sich seine Pläne noch einmal genau klar zu machen, wobei er als philosophisch angelegter Mensch und als Deutscher mit einem Rückblick auf die Vergangenheit anfang.

Vier Jahre hatte er auf der Hochschule verbracht, in den ersten Semestern rechtschaffnen Natur und stärkere Sachen genossen,

in den folgenden fleißig den philologischen Studien obgelegen. Er hatte sich den Doktorhut erworben durch einen gelehrten Nachweis in lateinischer Sprache, daß der verloren gegangene Kommentar eines byzantinischen, schwer auszusprechenden Philosophen zu einer gleichfalls verloren gegangenen Schrift des Aristoteles gar nicht von jenem Philosophen herrühren könne. Auch ein Staatsexamen hatte er abgelegt, aber nicht verwertet. Dann hatte er in wohlverdienter Erholungszeit allerlei Bücher gelesen, auch solche, auf denen noch nicht der Staub der Jahrhunderte lagerte, und schließlich hatte er selber Bücher verfaßt: mehrere fünftaktige Schauspiele, einen starken Band Gedichte und drei oder vier Novellen, die mit einer oder mehreren Verlobungen oder aber mit einem Doppelmord schlossen — alles sauber ins Reine geschrieben und meist noch nicht gedruckt. In dem Kreise seiner gleichstrebenden Freunde genoß er ein gewisses Ansehen als Dichter wie als trinkbarer Mensch. Nach zwei Jahren kam aber einer unter sie, der nicht mehr an Goethe und Schiller glaubte und schreckliche Revolutionsgedanken hegte, besonders nachts von elf Uhr an im Café. Der verlangte, der wahre Dichter müsse die Wahrheit und nur die Wahrheit schildern. Zu diesem Zwecke müsse er sich unter die Menschen begeben, sie beobachten und sozusagen geistig auskultieren, um dann nach gewonnener Diagnose einsam und groß in seine Klausur zurückzukehren und dort die Krankheitsgeschichte der Menschheit zu schreiben. Er trug diese Lehren, unter häufigen Hinweisen darauf, daß wir im neunzehnten Jahrhundert lebten, mit großer Ausdauer und so lange vor, bis Franz Rainer schließlich ganz von ihnen durchdrungen war. Zur selben Zeit entdeckte Franz, daß ihm von seinem väterlichen Vermögen gerade noch sechstausend Mark übrig waren. Diese Summe teilte er in drei Teile, wies sich zweitausend Mark als Jahresrente an und beschloß, sich getreu den Lehren des Meisters einzuspinnen, um dann nach vollendetem Studium als glänzender Schmetterling den neuen Dichtertenz zu eröffnen. Drei Jahre dünkte ihm dafür gerade ausreichend. Vorläufig veranschlagte er den Ertrag dieser drei Jahre auf etwa einundzwanzig Novellen — dreimal sieben, denn er hielt

etwas auf Zahlenmystik — unter dem Gesamttitel „Die Chronik des Klausners“. Ein dickes, in schwarzes Leder gebundenes Buch war bestimmt, die Reinschrift dieser Novellen aufzunehmen, und zum Abschluß seines Kriegsplanes setzte Franz Rainer noch am ersten Abend seines neuen Lebens die bewußte Ueberschrift



groß und deutlich auf die Titelseite des Buches. Dann bewirtete er seinen Raben, der wie alle Raben Jakob hieß, zur Feier des Tages mit einem Stück Käse, das vom Abendbrot übrig geblieben war, und legte sich „quasi re bene gesta“, als ob nun alles gethan wäre, zu Bett. — —

In den ersten Wochen fand Franz Rainer das neue Leben ungemein behaglich. Von seinen beiden Fenstern aus genoß er das bunte Straßenleben aus der Vogelschau. Gewissenhaft wie

ein Strandwächter beobachtete er, die Pfeife in der Hand, das wimmelnde Geschäftsgewühl der Leute, den verworrenen Gesang der Straßenverkäufer, die bewegten Szenen, welche sich um ein gestürztes Droschkenpferd oder um einen hoffnungslos betrunkenen Bummel zu bilden pflegen. Alles dieses photographierte er in langen Notizen auf stets bereit liegende Blätter. Dann ging er nachmittags selber unter das Gewühl, suchte und fand besonders ausdrucksvolle Köpfe und Gestalten, welche ihm zu Helden seiner Novellen Modell stehen sollten. Seine Mittagsmahlzeiten nahm er mit Vorliebe in alten verräucherten Weinwirtschaften, wo es vom ältesten Stammgast bis zur Küchenmagd nur Charakterköpfe mit roten Nasen gab. Auch seine Wirtin und deren Kunden studierte er, mußte aber zu diesem Zwecke in den Laden hinabsteigen, da die geringe Breite der Haustreppen dem Durchmesser seiner Wirtin schon lange nicht mehr gewachsen, auf Besuche von dieser Seite also nicht zu rechnen war.

Bei den ersten Versuchen, das Gewonnene dichterisch auszugestalten, fingen aber ernste Schwierigkeiten an. Da hatte zum Beispiel seine Wirtin ein Milchmädchen, ein ganz herrliches Stück dunkler Poesie in Weiberkleidern, mit schwarzen schweren Haaren, schwarzen tiefgründigen Augen, einer klassisch geschnittenen Nase und vollen Rubinlippen, gewachsen wie die Königin Bathseba. Man brauchte diese Jungfrau nur anzusehen, so stand schon die Novelle, in der sie als Heldin leuchten mußte, im Geiste fertig — sie war der reine Zigeunerroman auf zwei Beinen. Sobald aber die Schöne den Mund weit öffnete und in einer unerträglich breiten ländlichen Mundart, die unwillkürlich an weichen Quarkkäse erinnerte, Betrachtungen über die Marktpreise und über das Kalben der Kühe zum besten gab oder Scherze von der letzten Kirmes her erzählte, so war der Eindruck bedeutend anders. Franz Rainer versuchte es gleichwohl, um der ewigen Wahrheit willen, die schöne Trina mit allen guten und bösen Seiten „dichterisch festzulegen“, aber er mußte es sich seufzend gestehen, daß für die Muse manche Dinge selbst dann nicht zu einem Wesen vereinbar sind, wenn dies Wesen fünfeinhalb Fuß hoch leibhaftig durch die Welt geht. Und so hatte ihm sein eifriges

Studium nach drei Wochen noch weiter nichts eingebracht als einen kleinen sehr ruppigen und sehr possierlichen Hund.

Das kam so. Eines regnerischen Abends wandelte Franz Rainer an einer abgelegenen Stelle des Hafens einher, weil er einmal ganz genau den Lokalon eines „Herbstabends im Hafenviertel bei Regen und Nebel“ festhalten wollte. Unheimlich war die Gegend entschieden,

es roch gar nicht schön, die spärlichen Laternen flackerten trübe, und dann und wann verriet ein wüster Lärm aus einer Schifferkneipe, daß die holde Eintracht hier nicht wohne. Mit einem Male hörte Franz ein leises Winseln, er ging dem Laute nach und entdeckte einen kleinen Köter, der sich mit slavischer Scheu vor ihm herumdrückte. Nachdem er das arme Vieh an sich gelockt hatte, bemerkte er, daß es von Wasser troff und einen schmierigen Strick mit einem Stein am Halse trug; offenbar hatte der

bisherige Besitzer sich des Hundes durch grausamen Mord entledigen wollen. Der gute Franz nahm den Hund mit nach Haus, vermittelte als höhere Gewalt ein friedliches Einvernehmen zwischen dem Raben und dem Köter und hatte nach einigen Tagen das Vergnügen, in dem wieder zu Kräften gekommenen ein ebenso treues wie häßliches Tier kennen zu lernen. Da der bisherige Vorname des Köters dunkel war wie seine Vorgeschichte, so behielt er nur seinen Familiennamen —





Pintsch. Jakob und Pintsch vertrugen sich alsbald ausgezeichnet. Mit großem Vergnügen beobachtete Franz an den langen Abenden, bequem vor dem Ofenfeuer sitzend und rauchend, ihre Spiele. Natürlich zeichnete er auch diese auf. Hier ergab sich nirgends ein Widerspruch; je wahrheitsgemäßer die Schilderung wurde, um so anmutiger wurde sie auch. Als Franz sie der Redaktion einer großen, in jener Stadt erscheinenden Zeitung unterbreitete — für die „Chronik des Klausners“ war der Gegenstand doch zu gering! — fand sie sogleich freundliche Annahme, und die ganze Leserschaft erfreute sich an der Plauderei „Jakob und Pintsch“. —

Von seiner Nachbarin, der ältesten Mieterin des Hauses, wußte Franz weiter nichts, als daß sie Klara Meinhold hieß und zuweilen Klavier spielte und dazu sang, meist einfache schöne Lieder, mit einer ziemlich kleinen Altstimme. Der Gesang störte ihn nicht, und der Name, den er auf der zierlichen Visitenkarte an der Thür des Fräuleins gelesen, hatte auch nichts Aufregendes für ihn. Eher schon vermochten einige junge Mädchen seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, welche ihm hin und wieder auf der schmalen Treppe begegneten, offenbar Schülerinnen des Fräuleins. Eine darunter schien besonders häufig Bestellungen an ihre Lehrerin zu haben, ein schlankes, voll erwachsenes Mädchen, mit braunen Haarflechten, braunen großen Augen und hübschen Zügen. Wenn sie Franz Rainers höflichen Gruß mit freundlichem Nicken beantwortete, so ertappte sich der junge Einsiedler wohl auf dem stillen Wunsche, daß doch der Besuch eines so artigen Wesens lieber ihm als der alten Privatlehrerin gelten möchte, und schließlich träumte er sogar von dem Braunköpfchen, besonders am Nachmittag, wenn er sein Dichterschläfchen hielt.

Aus einem solchen angenehmen Traume schreckten ihn am Nachmittag des Allerseelenfestes die vereinten Bemühungen seiner Weckuhr und des Raben Jakob auf. Sobald Jakob die Weckuhr rasseln hörte, pflegte er flügelschlagend neben dem Kopfe seines Herrn Posto zu fassen und mit heiserer Stimme zu schreien: „Frranss muß aaffstehn!“ Das war eine von seinen höchsten Künsten, mit der er besonders Pintsch dem Hunde gewaltig imponierte.

Ziemlich verdrossen und müde machte sich Franz Rainer auf den Weg, nachdem er seinen zwei Genossen die üblichen Abschieds-ermahnungen gehalten hatte. Pintsch hatte sich schon daran gewöhnt, zu Hause bleiben zu müssen. In den ersten Tagen war es ihm nach Art der Hunde schwer gefallen, wenn der Herr ohne ihn ausging; seitdem aber trug er es mit Gelassenheit, ja er schien sich ordentlich zu freuen, wenn er mit Jakob allein sein durfte, eine Thatsache, die in dem Aufsatze des Dichters umfassende Würdigung gefunden und eine Reihe zustimmender Beobachtungen von seiten anderer einsamer Tierfreunde hervorgerufen hatte. Die Zeitung hatte sie in einem Nachtrag unter der Rubrik „Beiträge zur Kenntniß der Tierseele“ zusammengefaßt.

Den heutigen Nachmittag hatte Franz zu einer realistischen Anschauungsreise über den Friedhof bestimmt. Es war ein richtiges Allerseelen-Wetter, der Himmel war grau und schwerlastend, die Luft weich und feucht, und als Franz die große Stadt hinter sich hatte, rauschte ein warmer stoßweise einsetzender Südwest in dem dünnen Laube der Promenaden. Auf der breiten Landstraße, die zum Friedhof führt, wälzte sich langsam eine dichtgedrängte Menschenmasse dahin, weniger gehend als geschoben und schiebend. Auf beiden Seiten längs der Straße zogen sich Reihen von trüb erleuchteten Verkaufsständen hin. Da gab es Kränze zu kaufen, solche aus wirklichen Blumen und solche aus Blech, letztere meist dicken gelben Immortellenkränzen nachgebildet, so daß sie ausfahen wie die Rettungsringe auf Flußdampfern; ferner Kerzenbündel, Lampions und Stearintöpfchen zur Beleuchtung der Gräber, Rosenkränze, dann auch Pfefferkuchen und Printengebäck für die mitgenommenen Kinder. Das eilige Rufen der Verkäufer, die bedachtamen Fragen ihrer Kunden, die Gespräche der dahinwallenden Gruppen und vom Rücken her der ferne Lärm der Großstadt mischten sich zu einem dumpfen Gebrause. Und vor ihnen in der dicken nebligen Luft lag es wie eine breite niedrige Wolke von warmer rauchgelber Farbe. Das war der aufsteigende Dunst der Tausende von Kerzen und Lämpchen, die schon auf dem Friedhofs brannten; er hing wie ein Herbstschwaden um das dürre Geäst der Trauerweiden.

Auf dem Wege sah und hörte Franz Rainer manches, was wohl geeignet war, ihn in einer trübseligen nüchternen Weltanschauung zu bestärken. Auch der Anblick der langen Reihe von Wirtshäusern, die sich gegenüber den Friedhofsthoren hinzogen und gedrängt voll waren von zehenden Leidtragenden, schien einen ausgezeichneten Hintergrund für einen „realistischen Roman“ abzugeben, nicht minder innerhalb der Friedhofsmauern selbst die pomphaste Beleuchtung einiger Familiengräber von vornehmen Leuten und die davor sich drängende Menge mit ihrem Gassen und Kritisieren: „Voriges Jahr hatten sie in der Mitte ein Kreuz und einen Stern in Gold und Blau, das machte sich viel imposanter!“

Es gab aber noch anderes zu sehen und zu hören. Ein großes Kriegerdenkmal war ganz mit bunten Lämpchen umstellt und mit Kränzen geziert. Graubärtige Männer, gebeugte Matronen umstanden es, mit ihnen Jünglinge und Jungfrauen, die in der Wiege gelegen, als ihre Väter draußen im Felde standen, und dann auch schon Kinder des jüngeren Geschlechtes. Sie zogen langsam und leise vor den Tafeln vorbei, die in goldenen Buchstaben die Namen der Gefallenen trugen, und lasen die Namen. Eine junge schöne Frau hob ihren Knaben auf den Arm und ließ ihn zwei Worte buchstabieren: „Das war dein Großvater!“ sagte sie, und der Knabe rief: „Nach dem bin ich genannt!“ Und die Mutter küßte ihn und sagte: „Werde wie er!“ Dann ertönte in gedämpften Klängen Choralmusik um das Kriegergrab her, ein alter Herr in langem schwarzen Gewand trat vor und hielt eine kurze Ansprache, wie er einst zu den Kriegern selbst als Feldgeistlicher gesprochen. Da hörte man ringsum viel Schluchzen und Weinen, aber in den hohen Cypressen um das Denkmal her rauschte der Südwind mächtig und voll, und die Lichter schienen heller aufzustrahlen.

Abseits in einer schmalen Gräberstraße, wo zumeist nur ärmliche Hügel lagen, mit wenig oder gar keinem Schmucke, stand eine rüstige Bürgersfrau mit ihren Kindern vor dem Grabe des Vaters. Sie hatten das schmale Viereck mit brennenden Kerzen besteckt und beteten nun halblaut im Chore. Franz Rainer,

der in anderen Ländern und anderem Bekenntnis erzogen war, fühlte sich fremd angemutet von diesem Beten; es kam ihm ein wenig mechanisch vor. Aber nach einigen Minuten zog die Frau ein neues Päckchen Kerzen aus dem Mantel und fing mit ihren Kindern an, die ungepflegten Gräber zu schmücken, die rechts und links lagen. „Die armen Leute, die sollen auch ihr Licht und ihr Vaterunser haben, es denkt wohl keiner in der Welt mehr an sie,“ sagte sie.

Vor einer anderen, breiten und schön gepflegten Grabstätte standen zwei Männer, der ältere eine rüstige Gestalt in Reisekleidern, der jüngere mit blassem Gesicht und in gebeugter Haltung. Der erste brach sich von einem Lebensbaum ein Zweiglein ab und legte es ins Taschenbuch. „Das nehm' ich meiner Frau mit,“ sagte er. Dann umarmte er den Begleiter und fuhr fort: „Wir wollen auch aus der Ferne immer treu zusammenhalten, Bruder, wir sind ja die letzten vom Geschlecht!“

„Gewiß,“ antwortete der Jüngere mit heiserer Stimme. „Und wenn ich erst diesen lästigen Husten los bin, im Frühling, dann besuch' ich euch, du kannst es deiner Frau sagen.“

„Das versteht sich,“ erwiderte der ältere Bruder und wandte sich ab, „so ein Katarrh, was macht denn das!“ Indessen fing der Jüngere gleichsam verstohlen an zu husten, und als er das Tuch vom Munde zurückzog, sah der lauschende Franz, wie es rot auf dem Tuche schimmerte. Der Bruder machte sich an dem Grabe zu schaffen und that, als sehe er nichts.

Da überkam es den jungen Schriftsteller wie eine heiße Scham und ein Widerwillen gegen seine ganze Notizenjagd, und eilig schritt er dem Ausgang des Friedhofs zu.

Draußen war es schon ganz dunkel geworden und der Wind wehte kühler und schärfer. Franz Rainer mied die Landstraße. Auf ziemlich verlassenem Seitenwegen schritt er der Stadt zu, um auch hier durch minder belebte Straßen seine Wohnung aufzusuchen.

Ihm war wunderbarlich zu Mute, wie er so einsam dahinging durch den grauen feuchten Novemberabend. Er versuchte, geistig neben sich selbst zu treten und seine Stimmung zu be-

obachten, eine seltsam aufgeregte Stimmung, ein inneres Beben und Frösteln, als ob lange zurückgedämmte Empfindungen aus der Seele heraustreten wollten, um von draußen zu den Sinnen zu sprechen mit der Stimme der Elemente, mit dem Pfeifen des Windes und dem leisen Nschzen der aneinander vorbeistreichenden entlaubten Aeste.

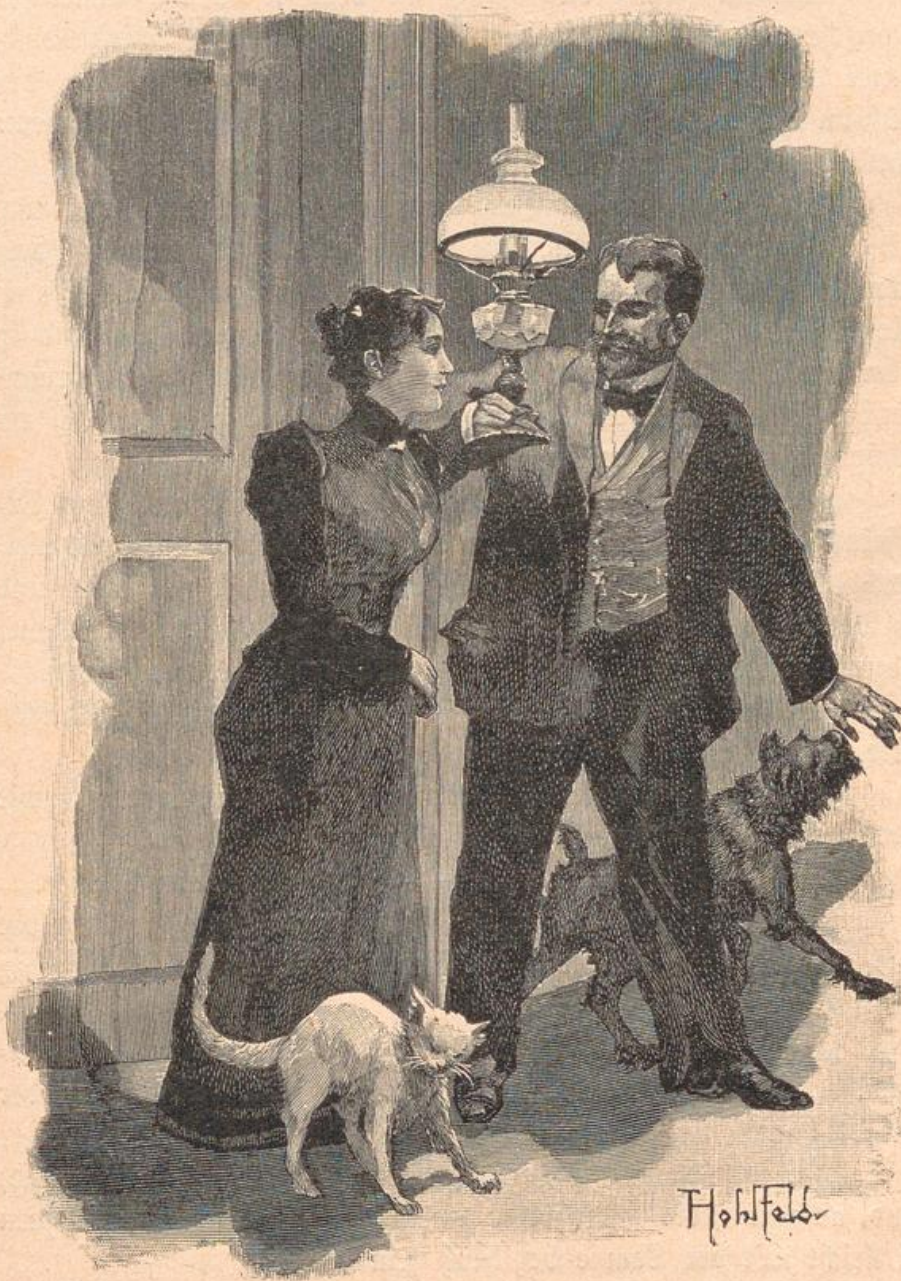
Es lief etwas neben ihm her, knisternd und raschelnd, ein dürres Blatt, zusammengeschrumpft und braunrot gefärbt. Der Wind mochte es hinter ihm hergesandt haben, mit in die Stadt hinein. Bald hüpfte es auf dem Bürgersteig ein klein wenig vor den Fuß des Wandernden, bald wieder zurück, immer treu ihm zur Seite, immer raschelnd und plaudernd, und Franz Rainer glaubte seine eigene Seele zu hören. „Einsam, einsam und unftet wie ein dürres Blatt, das von seinem Baume verweht ist; ohne etwas Liebes, und wäre es auch nur ein liebes Grab. Ein dürres Blatt, das raschelt und weht . . . bis es vergeht . . .“

„Um Gottes willen,“ sagte er endlich vor sich hin und freute sich, seine eigene Stimme zu hören, „Symbole sehe ich, und wenn ich mich nicht zusammennehme, so sehe ich auch noch Gespenster! Was hast du mir hier nachzulaufen, dummes Ding?“

Die Frage war sehr begründet, denn der sonderbare Begleiter lief jetzt sogar gegen den Wind mit. Mit einem entschlossenen Ruck machte Franz unter einer flackernden Gaslaterne Halt und bückte sich nach dem Blatte, das gleichfalls mit einem letzten Rascheln stillhielt. Es erwies sich, daß es nicht eigentlich ein dürres Laub war, sondern eine verschrumpfte Rose, offenbar aus einem Grabkranz. Sie stak an einem langen dünnen Drahte, dergleichen die Kranzwinder gebrauchen, und dieser Draht hatte sich in Franz Rainers langem Ueberzieher festgehaßt. Franz nahm die Rose an sich und entfernte den Draht. Dabei entdeckte er, daß der Ueberzieher außerdem noch einen großen dreieckigen Riß aufwies, und diese ärgerliche Entdeckung, vereint mit dem erlösenden Gebimmel eines herannahenden Pferdebahnwagens, befreite ihn einstweilen von der Gespensterstimmung. Er machte noch einige Einkäufe zum Abendbrot und ging nach Hause.

Die Wirtin war ausgegangen, im Hause alles dunkel und

öde; nur von oben erscholl vergnügtes, ungeduldiges Gebell des Pintschers. Diesmal schien dem Bierfüßler die Klausur doch



furchtbar hart geworden zu sein. Mit einem wahren Freudentanze empfing er den heimgekehrten Herrn, während der Rabe,

würdevoll auf einem Bücherschranke sitzend, mehrmals versicherte: „Jakob warr bravr, bravrerr Jakob!“

Nachdem Franz das Feuer in dem eisernen Zimmerofen angeschürt, mit einem Fidibus die Lampe und den Spiritusdocht unter der Theemaschine angezündet hatte, schickte er sich an, den Riß im Ueberzieher zu flicken; es schien ihm ein ziemlich schwerer Fall, der seine ganze Schneiderkunst herausforderte.

Indessen wurde der Hund unruhig. Draußen hörte man die Treppe leise krachen, ein Rascheln und Tasten auf dem schmalen Gang, ein Hin- und Hergehen, dann pochte es leise an die Thür. „Herein!“ rief Franz aufblickend, und da stand in dem dunklen Thürrahmen jenes schlanke braunäugige und braunlockige Mädchen. Franz starrte sie an, als ob jetzt wirklich ein Gespenst gekommen wäre.

„Verzeihen Sie, Herr Nachbar,“ sagte die anmutige Erscheinung mit überaus lieblicher Stimme, „möchten Sie mir vielleicht ein Bündholz leihen? Frau Schütz ist nicht zu Hause, und ich komme eben von der Reise.“ Dabei hatte sie Mühe, den Hund abzuwehren, der mit stürmischer Freude an ihr empor sprang.

„Ob du herkommst, Pintsch!“ wetterte Franz. „Fürchten Sie sich nicht, er ist nicht bössartig.“

„O, mir thut Pintsch nichts,“ versicherte die Braune, „wir verstehen uns schon, nicht wahr, Pintsch?“

„Ja, aber sind Sie denn —?“ stotterte Franz Rainer.

„Klara Meinhold ist mein Name,“ erwiderte sie lächelnd.

„Die älteste Mieterin im Hause!“ murmelte Franz ganz geistesabwesend.

„Ich glaube, ja,“ antwortete das Fräulein etwas verwundert. „Ich wohne hier schon seit fünf Jahren. Seit ich in der Stadt bin.“

„Ja so,“ machte Franz. „Leider, Fräulein — Meinhold, sind auch mir die Bündhölzer ausgegangen. Wenn ich Ihnen vielleicht mit der Lampe behilflich sein darf?“

Sie dankte unbefangen und schritt mit ihm nach ihrem Zimmer. Pintsch folgte wedelnd.

In dem Zimmer war es kalt, das Fenster stand offen.

Eine große weiße Kaze war ihnen entgegengesprungen und hatte Pintsch sehr freundlich begrüßt.

„Die beiden vertragen sich schon,“ beruhigte Fräulein Klara den Nachbar. „Wenn Pintsch hier ist —“

„Hier?“

„Ach ja, Herr Doktor,“ erklärte sie, „hoffentlich nehmen Sie mir's nicht übel. Der arme Pintsch heulte immer so, wenn Sie abends nicht da waren, und da habe ich ihn meist zu mir geholt, bis Sie wieder kamen.“

„Also deshalb!“

„Ja,“ meinte sie unter leisem Lachen, „der Jakob war's wohl nicht, wie Sie in Ihrer reizenden Erzählung gesagt haben.“

Die hatte sie also auch gelesen!

Ihre Lampe war unterdessen angezündet. In zwiefacher Helle lag das Zimmer vor Franz Rainers Augen, einfach aber anheimelnd eingerichtet, wie es nur Frauenhand und Frauensinn versteht.

„Ach Gott,“ klagte das Fräulein, „nun ist mein Ofen nicht eingelegt, und Frau Schütz hat den Kellerschlüssel mit und ist ausgegangen, und das alte Paar unten im ersten Stock ist auch nicht daheim!“

Franz segnete die ausgeslogenen Herrschaften von ganzem Herzen. „Hier können Sie aber nicht bleiben,“ sagte er mit Würde; „bedenken Sie doch Ihre Gesundheit, und dann die arme Kaze! Wenn ich mir vielleicht gestatten dürfte, Ihnen mein bescheidenes Zimmer —“

Sie errötete ein wenig und sah ihn prüfend an, dann nickte sie und nahm dankend an.

„Dann müssen Sie mir aber auch erlauben, Fräulein, daß ich Ihnen eine Tasse Thee bereite,“ sagte Franz, während die vierköpfige Karawane über den Gang schritt, und war überaus glücklich, als sie auch das annahm, ohne irgend einen Zweifel an seiner Kochkunst zu äußern.

„Nun will ich mir aber mein Gastrecht verdienen,“ meinte Klara, als sie auf dem Sofa Platz genommen hatte. „Ich sah Sie vorhin mit einer Arbeit beschäftigt, die ich Ihnen wohl abnehmen darf, Herr Doktor!“



Franz Rainer erhielt nun Unterricht im Rockflicken. Die Lehrerin verstand es jedenfalls aus dem Grunde. Ob aber der Schüler etwas behielt, ist zweifelhaft, denn er guckte nur immer auf die flinken weißen Hände und dann verstohlen auf den braunen Scheitel und den schönen Nacken und gar nicht auf das Lehrobjekt. Darüber ließ er die Theemaschine überkochen, worauf ihm auch dieses Ressort entzogen wurde.

Aus der angebotenen Tasse Thee wurde übrigens unter vielem Lachen und einigem Erröten ein regelrechtes Picknick, denn Klara ließ es sich nicht nehmen, auch aus ihren Vorräten beizusteuern. Nach dem Abendbrot mußte Franz sich seine Zigarre anzünden, und während Pintsch, Jakob und Mones — so hieß der weiße Kater — von zarten Händen einige Leckerbissen erhielten, plauderten die beiden Nachbarn miteinander.

Klara Meinhold erzählte aus ihrem bescheidenen Leben. Sie war geprüfte Lehrerin, gab Privatstunden und war auch an einem Pensionat thätig, dessen Leiterin eine ziemlich strenge Dame zu sein schien: nach Franz Rainers Empfinden mußte der ein schrecklicher Drache sein, der gegen seine schöne Nachbarin streng sein konnte. Die Eltern Klaras waren tot, der Vater war früher ein kleiner Kaufmann in einer Nachbarstadt gewesen. Dorthin hatte Klara heute wie alljährlich ihre Allerseelen-Reise gemacht.

Franz erwähnte, daß auch er heute auf dem Friedhofe gewesen sei. „Gewiß an teuren Gräbern,“ meinte sie schüchtern.

„Ach nein,“ antwortete Franz traurig. „Meine Mutter habe ich ganz früh verloren, sie liegt weit, weit von hier, in New York, und mein Vater hat ein gar großes Grab gefunden — er ging mit seinem Schiffe vor zwölf Jahren unter, in einem Taifun, an der chinesischen Küste.“

„Und Sie haben gar keine Verwandten mehr?“ fragte Klara mit einem Blick voll Mitleid aus ihren Rehagen.

„Gar keine. Ich stehe ganz allein.“

„Wie traurig! Ich, ich habe doch noch Tante Martha — sie ist zwar nie sehr gut zu uns gewesen, meines Vaters Ehe hat sie mit ihm entzweit — sie war seine einzige

Schwester. Aber ich habe doch noch ein Lebendes, für das ich beten kann."

Franz nahm sich fest vor, von heute an auch so reich zu sein.

Sie plauderten aber auch über minder traurige Dinge: über Jakob, Pintsch und Mones, welche aufmerksam zuhörten, sehr geschmeichelt, daß die beiden Menschenkinder ihre werten Namen so oft erwähnten, dann über Musik und Litteratur, wobei sich herausstellte, daß Klara die jüngste Veröffentlichung ihres Nachbarn sehr genau kannte. Zuletzt tranken sie sogar feierlich auf gute Nachbarschaft, er mit einem Glase Grog und sie mit einem Glase heißen Zuckewassers, in welchem drei Tropfen Rum verloren gegangen waren, und als dann Fräulein Klara die Sitzung aufhob und sich die Thür auf der anderen Seite des Ganges hinter ihr und Mones schloß, faßte Franz den nichtsahnenden Pintsch in die Arme und gab ihm einen Kuß mitten zwischen seine zottigen Ohren.

\* \* \*

Ja! — In China, wo so vieles anders ist als bei uns, soll man auch die Kunst verstehen, mit ein und demselben Wort, je nach Betonung, die verschiedenartigsten Gegenstände zu bezeichnen. Es ist gewiß etwas Wunderbares um eine Sprache, in der sich zum Beispiel Stiefelwische und Rahmbutter nur durch die Betonung unterscheiden. Aber das ist noch gar nichts gegen die Unmenge von Bedeutungen, welche wir Deutschen in jenes eine, kleinste und mächtigste Wörtchen unserer Sprache legen können — und die Krone von alledem war das „Ja!“, welches Fräulein Klara Meinhold als eigenstes Patent besaß und anwandte, wenn sie irgend eine Behauptung oder Lehre hörte, die sie nicht gleich widerlegen konnte, aber um nichts in der Welt annehmen wollte. „Ja!“ Sie sprach es milde und heiter aus, genau wie andere Menschen ein vergnügt erstauntes „Gi!“ hören lassen, und lächelte freundlich dazu. Es sah gar nicht gefährlich aus, und doch konnte sie mit diesem Lächeln und dieser Silbe den stärksten

männlichen Geist in seinem Glauben an die eigenen Ansichten wankend machen.

Franz Rainer bekam dieses „Ja!“ in den ersten Wochen ihrer Bekanntschaft recht oft zu hören, und die Zuversicht, mit welcher er Klara anfangs von seinem realistischen Menschenstudium und seinen Einsiedlerplänen erzählt hatte, litt merklich darunter.



Uebrigens nahm ihre nachbarliche Freundschaft trotzdem die schönste Entwicklung, sie sahen sich täglich, er las ihr vor, lauschte ihrem Gesang, plauderte mit ihr, und auch das Picknick fand seine häufige Wiederholung.

Eines Abends saßen sie nach dem Thee auf Klaras Zimmer. Sie beschäftigte sich mit einer Handarbeit, Franz saß ihr gegenüber und las ihr eine Novelle von Tieck vor. Sie hatte ihn gebeten, ihr einmal etwas von diesem Dichter mitzuteilen, von dem sie in der höheren Mädchenschule nur Geburts- und Sterbe-

jahr und einige andere Notizen gelernt hatte. Vor dem kleinen Ofen lagen Pintsch und Moneß nebeneinander, während Jakob auf der Schulter seines Herrn saß und ernsthaft mit ins Buch guckte. Dazu summt der Wasserkessel leise, und draußen pfiß zuweilen ein Windstoß durch die Dachlücken und Schornsteine.

Die Vorlesung hatte Klara sehr bewegt. Sie stand auf und trat ans Fenster. Franz folgte ihr.

„Sehen Sie,“ sagte Klara nach einer kleinen Weile, indem sie mit der Hand hinauswies, „wie all die schiefen niedrigen Dächer an den Hinterhäusern im Regen feucht glitzern; und dann hier und dort die winzigen Fensterchen mit dem blaßroten Lichtschein von drinnen!“

„Es ist eine traurige Aussicht,“ meinte Franz bekümmert. „Wenn Sie doch lieber nach vorn wohnten. Ich wollte, wir könnten tauschen. Da sehen Sie mehr Leben und Licht. Es ist so viel lustiger.“

„Ja,“ sagte sie. „Aber ich stehe doch oft gerne hier. Gerade wenn es so ist. Und da muß ich immer denken: wenn jetzt der Adventsengel hier herüber fliegen würde mit den weißen großen Schwingen, wie es uns Kindern erzählt wurde, der sähe durch den feuchten Schiefer hindurch in all die kleinen Stuben, die da draußen so ärmlich leuchten. Er würde gewiß viel Elend sehen, viel Sünden und Zorn. Aber auch wie viel Liebes und Gutes! Wie viel Mutterliebe, wie viel kleine Sorgen, die doch bis zum Himmel fliegen, Sorgen um Weib und Kind! Eine ganze Welt des Herzens würde sich dem Engel enthüllen, wo wir nur graue Dächer sehen. Und so, meine ich, so muß es wohl mit dem Dichter sein. Das Alltagsleben, das Treiben und Hasten ringsum, das ist ja nur die graue Hülle, der Regen auf dem Schiefer. Das sehen wir, und der Dichter geht mit uns und muß es auch sehen. Aber ich meine, zuweilen — wenn es über ihn kommt — da sieht er auf einmal mit Geistesaugen, die dringen durch die Hülle, und da schaut er das innere Leben, das wahre Leben in den Herzen, und hört die Stimmen, die aus dem Herzen bis in den Himmel gehen.“

„Er sieht aber auch das Böse und hört auch die Mißtöne, die gar nicht nach dem Himmel klingen,“ sagte Franz.

„Ja,“ antwortete Klara. „Allein er hört sie wie ein Geist. Die Geister verstehen so viel, darum vergeben sie auch. Ich glaube, sie hören und sehen auch im Menschenherzen immer mehr Gutes als Böses.“

„Hm,“ meinte Franz, indem er seine Nachbarin ansah, „ich hätte mir's sagen können, daß Sie mehr von den Engeln wissen als ich.“

Darauf errötete sie und trat ins Helle zurück. „Es ist mir nur so gekommen,“ sagte sie etwas verwirrt. „Bitte, lesen Sie weiter, Herr Doktor!“ —

In dieser Zeit fing Franz an, außerordentlich fleißig zu werden. Früher hatte er in zwei, drei Tagen nicht soviel gethan als jetzt in einem, obwohl er doch abends oft seiner Nachbarin Gesellschaft leistete und außerdem seine Gedanken alltäglich stundenlang zu ihr hinüberspazierten. Mit großer Schaffensfreude begann er eine längst geplante Erzählung auszuarbeiten. Es war auch ein gutes Teil Troß dabei; er wollte seiner ungläubigen Freundin einmal so recht zeigen, daß grau in grau doch das Wahre sei. Ueber dem Schreiben aber erging es ihm ganz wunderbar. Anstatt grau in grau schob ihm seine Stimmung eine ganze Palette lebensfroher Farben unter, und das Schönste dabei war, daß es dem Künstler immer mehr vorkam, als ob er sich das von jeher so gedacht habe, je weiter sich sein Werk von dem ursprünglichen Plane entfernte.

Besonders die Heldin der Erzählung, die zufällig auch Klara hieß, gefiel dem Dichter über die Maßen. Sie schien ihm immer besser zu geraten, und oft, wenn er über sein Werk nachsinnend im Lehnstuhl saß und rauchte, hörte Jakob ihn plötzlich rufen: „Süße Klara!“ „Liebe Klara!“ oder „Cara Clara!“ Letzteres gefiel Jakob besonders, weil es so rabenartig klang.

Auch in gesellschaftlicher Hinsicht wurde Franz plötzlich sehr rege und praktisch. Er knüpfte mit dem Herausgeber der Zeitung, die seine Tiergeschichten veröffentlicht hatte, nähere Bekanntschaft an, erneuerte einige wertvolle Verbindungen von der Universität her und übernahm für die Zeitung mehrere kritische Aufgaben, die er mit Fleiß und großem Geschick löste, immer voll gespannter Vor-

freude auf das Gesicht, mit welchem seine Nachbarin seine Kritiken zu lesen pflegte.

Noch lieber wäre es ihm gewesen, wenn er ihr Gemälde und Schauspiele persönlich hätte zeigen dürfen, anstatt ihr nur gedruckte Berichte darüber vorzulegen. Aber von solchen gemeinsamen Kunstgängen wollte sie nichts wissen. Auch lehnte sie es freundlich ab, wenn er ihr seine Begleitung auf ihren Nachmittagswegen, besonders zu einer weit entfernt wohnenden Schülerin, anbot — morgens war sie in der Schule thätig. Glücklicherweise brachten die Zeitungen, als gerade der erste dicke Schnee die Stadt winterlich färbte, einige Nachrichten über bössartige Ausschreitungen Betrunkener gegen Damen in irgend einem entlegenen Stadtviertel. Angesichts dieser Schreckensmär konnte Klara wirklich nichts dagegen sagen, daß ihr am nächsten Abend unweit der Wohnung ihrer Schülerin der Nachbar zufällig begegnete und sogleich seine schützende Begleitung nach Hause anbot; und so spielte der Zufall auch fernerhin. Klara kam dadurch etwas später heim als sonst, denn sie pflegte für gewöhnlich die Pferdebahn zu benutzen. Aber bekanntlich ist das Reisen zu Fuß immer schöner und gesünder als das mit all dem modernen Fuhrzeug.

\* \* \*

„Es freut mich wirklich, daß Ihre neue Erzählung angenommen ist,“ sagte Doktor Müller, der Herausgeber der Zeitung, zu Franz Rainer. Sie saßen rauchend beisammen, nach einem recht gediegenen Mittagsmahl, zu welchem Müller seinen neuen Mitarbeiter eingeladen hatte. „Oder richtiger gesagt, es freut mich, daß Ihre Erzählung so geworden ist, wie sie ist. Ich wußte es ja, daß Sie bei der grauen Manier nicht bleiben würden. Es ist das überhaupt nur eine vorübergehende Mode. Alle Achtung vor scharfer Beobachtung und gelegentlicher Kleinmalerei, aber daß man einen Mann kennt, wenn man weiß, wie viel Zähne in seinem Munde plombiert sind, das glaubt doch auf die Dauer kein Mensch. Na, das Beispiel ist wohl übertrieben. Aber dann überhaupt dieses ganze naturalistische graue Glend — das ist, als wenn einem immer nur graue Erbsen vorgesetzt würden. Ich bin

selbst Ostpreuße und schätze die grauen Erbsen sehr, aber man will doch auch mal was anderes, etwa —“ Und der gastronomisch gebildete Mann zählte eine große Menge von guten Sachen auf, für die er eine besondere Vorliebe hatte.

„Wissen Sie,“ fuhr er dann fort, „Ihre neue Erzählung macht schon ganz den Eindruck, als ob Sie einen Beruf hätten. Ja, sehen Sie mich nicht so verwundert an, es ist so. Diese ganze verregnete Weltanschauung mancher jungen Geister, diese Sucht, alles im Elend zu sehen — das ist nur eine Folge der Berufslosigkeit. Wenn einer freilich immerfort nach des Dienstes ewig gleich gestellter Uhr nur im Geleise läuft und sich keine einzige Stunde mehr freihält, um sie schaffend oder verstehend der Kunst zu weihen, der wird zum Philister. Wer aber niemals in dieses Geleis gekommen ist, der wird erst recht einer. Pessimismus und Blasiertheit und all diese Uebel mancher jungen Talente sind nur die Kinder der Langweile, die einer schließlich sich selber einflößt, wenn er nicht sein tägliches Maß irdischer Pflichten abzutragen hat. Wer weiß, ob nicht selbst der Herr von Goethe am Ende den heiteren Sinn in der Kunst verloren hätte, wenn er nicht nebenbei auch als Minister für Theater und Bergbau und einiges andere zu thun gehabt hätte! Darum wünsche ich Ihnen Glück, denn Ihre neue Erzählung klingt frisch und hell — sie klingt nach Beruf.“

„Indessen wissen Sie wohl,“ antwortete Franz auf diese lange Rede, „daß ich den Beruf, wie Sie es nennen, vorläufig erst suchen muß.“

„Ich weiß, was Sie meinen,“ erwiderte der Gewaltige der Presse, „aber ich denke, auch dafür wird Rat werden, lieber Freund. Nur noch ein paar Wochen Geduld müssen Sie haben. Aber ich denke, wir reden noch vieles miteinander.“

In fröhlichster Stimmung, eine verwegene Melodie trällernd, langte Franz einige Stunden nach dieser Unterhaltung vor seiner Wohnung an. Vor der Thür stand eine Droschke, eine überaus seltene Erscheinung vor diesem Hause. Als Franz die Treppe hinaufstieg, sah er Klara reisefertig aus der Thür ihres Zimmers treten. Sie sah blaß und verweint aus.



„Ach bitte, sperren Sie den Vogel ein!“ hat Klara in größter  
Verwirrung. (S. 166.)



„Ich muß gleich fort,“ antwortete sie hastig auf seine besorgte Frage, „meine Tante ist plötzlich schwer erkrankt und verlangt nach mir.“

„Ach, der Brief!“ rief Franz. Er hatte beim Weggehen mittags gehört, wie der Briefträger unten nach seiner Nachbarin fragte.

Klara wurde plötzlich sehr verlegen. „Ja — nein,“ stammelte sie, „der Brief — ich habe eben ein Telegramm erhalten.“

„Also so schlimm ist es!“ sagte Franz mit herzlichem Bedauern. „Kann ich Ihnen nicht mit irgend etwas behilflich sein?“

Sie schüttelte dankend den Kopf. In diesem Augenblicke stolzierte Jakob der Rabe, welcher sich auf dem Vorplatz herumtrieb, herbei, sah sich die beiden mit auf die Seite gelegtem Köpfchen ernsthaft an und deklamierte: „Süße Klara! Cara Clara! Cara Clara!“

„Ach bitte, sperren Sie den Vogel ein!“ bat Klara in größter Verwirrung. „Ich muß fort. Leben Sie wohl, Herr Doktor!“

Und ehe Franz noch zu Ende gefragt hatte, ob er sie nicht wenigstens zur Bahn begleiten dürfe, war sie die Treppe hinuntergeeilt.

Das war ein trauriger Zwischenfall für Franz. Er war so betrübt, daß er sogar den Raben recht unwirsch anfuhr. Dieser flüchtete sich unter das Sofa, wohin sich Pintsch angesichts der schlechten Laune seines Herrn bereits verkrochen hatte, und tröstete sich dort mit einigen leisen: „Jakob warr brav! Braverr Jakob!“ Das rührte den Herrn so, daß er die beiden Tiere hervorlockte und beruhigte. Dabei fiel ihm ein, daß er sich nun aber auch der Katze annehmen müsse. Er wagte es, in Klaras leeres Zimmer hinüberzugehen.

Da fand er eine neue Ueberraschung. Die Katze war nicht da, aber auf dem Arbeitstischchen lag der verhängnisvolle Brief, und daneben ein feuchtgeweintes Taschentuch. Der Brief aber trug eine Fünfpfennigmarke und zeigte den Stadtpoststempel.

In den nächsten Tagen hatte Franz viel zu arbeiten. Gar schwer entbehrte er dabei den Anblick seiner Nachbarin, ihren Gesang, ihr ernsthaftes Plaudern und ihr helles leises Lachen.

Um so mehr dachte er an sie, und in den Pausen der Arbeit malte er sich allerlei Zukunftsbilder aus, wobei Jakob noch ganz neue Ausrufe belauschte, die er aber vorläufig verschwiegen in seiner schwarzen Brust verschloß, nachdem ihm seine Einmischung neulich so übel geraten war.

Immer, wenn ein Schritt auf der Treppe klang, lauschte Franz auf, ob nicht die schlanke Gestalt im dunklen Mantel und dem kleinen Hüthen wieder auf der Schwelle erscheinen werde. Klara blieb aber länger aus, als er dachte, und als sie endlich wiederkam, trafen sie sich auf der Treppe, just als er dringend weg mußte. Sie sah zum Erbarmen angegriffen aus und trug ein schwarzes Kleid; die Tante war einige Tage nach ihrer Ankunft gestorben. Franz empfand das tiefste Mitgefühl. Er suchte krampfhaft nach irgend einer zerstreuenden Bemerkung, die er der Versicherung seines Beileids anfügen könnte. Schließlich sagte er in der Not seines Herzens: „Denken Sie, der Moneß war alle die Zeit über weg und ist erst heute morgen wiedergekommen, ganz mager und wüßt sieht er aus.“

Draußen auf der Straße hätte er sich am liebsten selber geprügelt für diese Bemerkung, er konnte sich nichts Dümmeres denken.

Klaras Wesen war viel stiller und zurückhaltender als bisher, was Franz mit Betrübnis empfand. Nur auf Pintsch strömte ihre Gnade in überreicher Fülle aus. Abends war der Doktor jetzt vielfach durch neue Pflichten in Anspruch genommen. Mit dem nachmittäglichen Abholen des Fräuleins war es auch nichts mehr; wie Klara erzählte, hatte ihre Schülerin wegen dringender Weihnachtsarbeiten die Stunden vorläufig ausgesetzt. Sie sagte das mit einiger Verwirrung, die dem guten Franz freilich entging. Wohl aber wunderte er sich sehr, als er Klara mehrmals des Vormittags auf der Straße begegnete oder sie zu Hause fand, zu einer Zeit, wo sie doch in der Schule sein mußte. Als er sie darüber harmlos befragte, meinte sie ausweichend, sie hätten ja jetzt Weihnachtsferien. Damit hätte er sich auch zufrieden gegeben, wenn er nicht gerade zwei Tage darauf im Vorübergehen gesehen hätte, wie sämtliche Schülerinnen aus der Anstalt kamen, mit

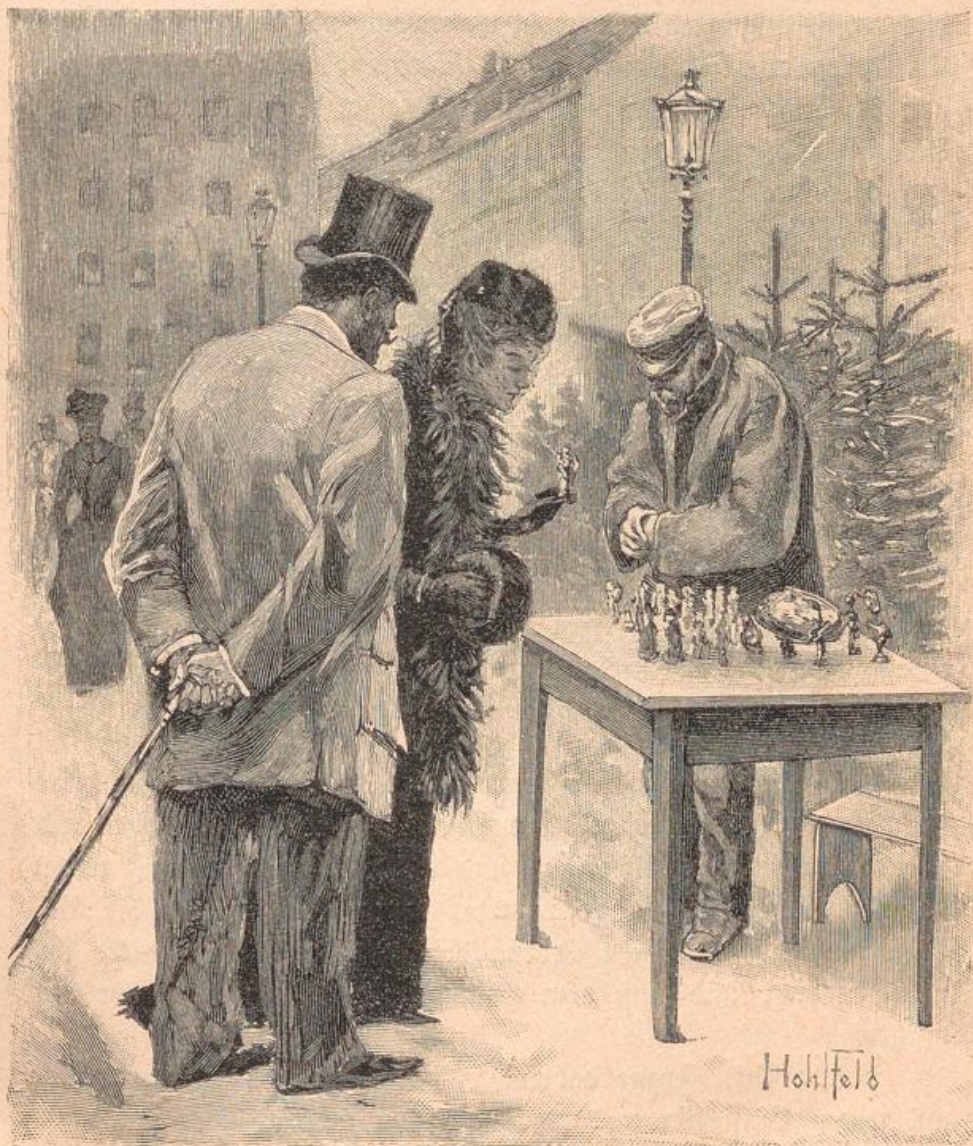
Büchern und Mappen und in so alltäglicher Stimmung, als ob die Ferien noch in nebelhafter Ferne lägen.

All dies bekümmerte Franz Rainer sehr. Als ein hoffnungsvoller Lichtpunkt schimmerte aber vor ihm das nahe Weihnachtsfest. Frau Schütz, seine wohlbeleibte Wirtin, hatte ihn schon längst zum Heiligen Abend eingeladen mit dem Vermerk, daß auch ihre älteste Mieterin, seit sie bei ihr wohne, das Fest stets bei ihr feiere. Seit seinen frühen Knabenjahren hatte sich Franz nicht so auf Weihnachten gefreut. „An diesem Abend soll sich alles finden, Pintsch,“ sagte er zu seinem Getreuen, „und du und Jakob, ihr sollt dann auch etwas Leckeres bekommen.“

Am Nachmittag vor dem Feste faßte er sich ein Herz und bat seine Nachbarin, mit ihm zusammen „in die Buden“, wie man dort den Weihnachtsmarkt nennt, zu gehen, um auch einige Geschenke für die Wirtin einzukaufen. Klara wollte erst nicht, dann aber, als sie ihn darüber so betrübt sah, stimmte sie mit einemmal mutig zu und machte sich schnell bereit. Auf sein Bitten setzte sie sogar lächelnd das dunkelrote Pelzmützchen auf, das er so gern auf ihren braunen Flechten sah.

Draußen war es furchtbar kalt, der Schnee knisterte ihnen unter den Sohlen, und der Wind blies so scharf, daß Franz seine Begleiterin ängstlich bat, die Boa dichter umzulegen. Aber Frost und Wind vermochten gar nichts gegen die Herzenswärme, welche das wunderliche Menschenwolk an diesem Tage durchströmte. Ueberall auf dem Markte drängte und summtete es von geschäftigen Menschen. Es war ja Geschäft wie sonst, Kauf und Verkauf, Nachfrage und Angebot. Aber in den Augen der Käufer leuchtete ein anderer Glanz, als den die bloße Besitzlust entfacht, sie wollten nur kaufen, um andern Freude zu machen, und sie wollten billig kaufen, um noch mehr schenken zu können. Und die Verkäufer lächelten heute von Herzen, sie waren so flink und gefällig, als ob sie dem Gelde, das sie heute einnahmen, eine besondere Zauberkräft zuschrieben. Ueberall duftete es nach Tannen, nach immergrünen Weihnachtsbäumen, und wer die rechten Augen hatte, der sah auch schon himmlische Kerzen leuchten, die Weihnachtslichter in den Blicken der Menschen.

Franz Rainer jedenfalls schaute sie — in den braunen Augen seiner Begleiterin. Er freute sich so, ihre Wangen wieder rosig zu sehen und ihr leises, frohes Lachen wieder



zu hören; ja er glaubte sie noch nie so herzlich und heiter gesehen zu haben. Wie die Kinder wiesen sie einander die vielen schönen Sachen, ermunterten sich, dies und jenes zu kaufen, beratschlagten, was der alten Frau wohl besondere

Freude machen würde, und hatten bei dem allen die größte Freude aneinander.

An einer ziemlich dunklen und einsamen Stelle des Marktes, als sie schon heimkehren wollten, rief sie ein altes Männlein an, das von seinem Kleinfram wohl noch wenig verkauft haben mochte. Es waren allerlei Figürchen aus Steingut, ihr Kunstwert war gewiß sehr gering. „Schöne Figuren, echte Nippes!“ krächte der Alte. „Wollen Sie nicht kaufen, schöne Frau?“

Lachend trat Klara näher: „So was liebt sie gerade,“ flüsterte sie Franz zu und wählte einige sehr bunt bemalte Heiligenbilder. „Und das kriegt der Herr Einsiedler hier,“ meinte sie und schob Franz einen Eremiten zu, der mit fürchterlich ernstem Gesicht und langer brauner Kapuze an einem äußerst spitzen Felsblock lehnte und in die Unendlichkeit hinausstarrte.

„Danke,“ sagte Franz, „dann ist dies hier aber für Sie,“ und wies auf eine schlanke Fee in Kokotogewand mit unvermeidlichem Zauberstab. Der Alte schmunzelte und packte die Sachen ein, während die beiden plauderten. „So,“ sagte er und schob ihnen die Päckchen hin, „das sind die Heiligen und das ist für die gnädige Frau und das ist für den Herrn Gemahl.“

Franz lachte und sah seine Begleiterin an. Da bemerkte er, daß eine ältere hagere Dame, gleich streng in Aussehen und Tracht, an ihnen vorüberging und ihre kalten Augen mit einem bösen Ausdruck auf Klara richtete. Auch diese mochte die Begegnende wahrgenommen haben, sie bezahlte hastig, steckte ihr Päckchen ein, und auf dem Heimweg war sie viel stiller als vorher.

Kaum hatte Franz daheim Licht gemacht, so schickte er sich an, seinen Einsiedler auszupacken. Nun war es aber gar nicht der Eremit, sondern die Fee. Die Päckchen waren verwechselt worden. Nachdenklich lächelte Franz auf das Figürchen. Da sah er einen großen Brief vor sich liegen, der von der Hand Doktor Müllers überschrieben und an ihn gerichtet war. Und kaum hatte er den Brief aufgerissen und überflogen, so packte er ihn

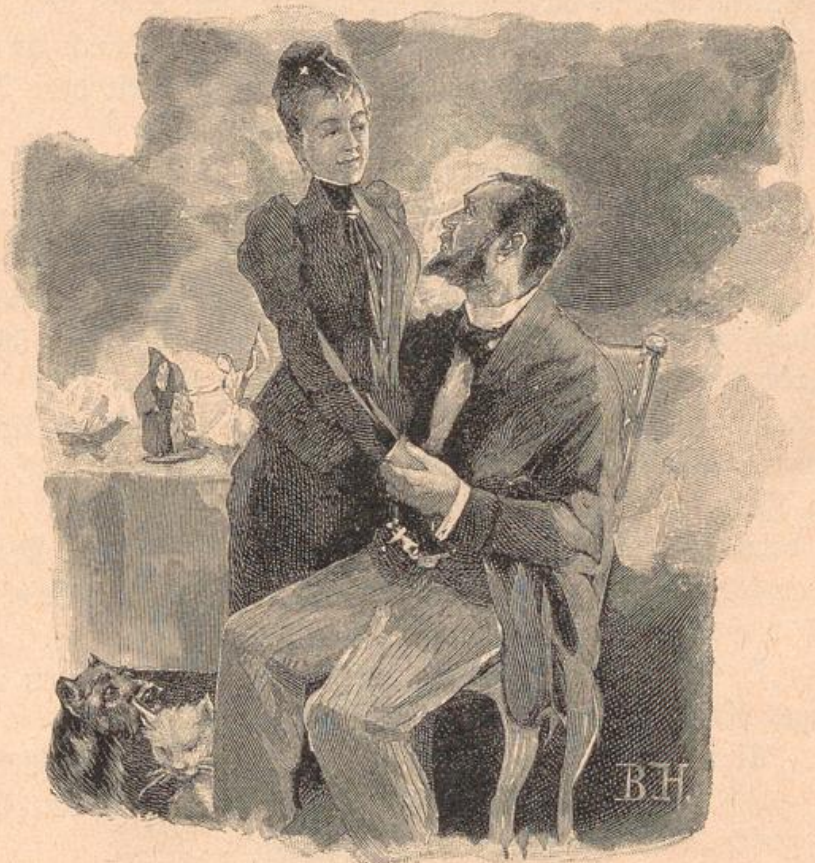
mitsamt der Fee und eilte hinüber zu Klara. Ihr „Herein!“ war kaum zu hören.

„Denken Sie,“ rief Franz — „aber Sie haben ja kein Licht!“

„Einen Augenblick,“ sagte sie und zündete die Lampe an.

Nun sah er, daß sie geweint hatte und blickte sie fragend an.

„Sie wollten mir etwas sagen,“ bemerkte sie ausweichend.



„Ja,“ antwortete er, „denken Sie, hier ist mein Lebensbrief — ich bin Feuilletonredakteur an unserer Zeitung geworden!“

Sie wünschte ihm herzlich Glück.

„Das ist aber noch das Wenigste,“ fuhr er fort, „sehen Sie her, was ich habe!“ Und er zeigte ihr die Fee.

„O,“ meinte sie, „da ist eine Verwechslung vorgekommen. Wahrhaftig, hier ist der Eremit! Wie komisch!“

„Ich finde das gar nicht komisch,“ rief Franz und faßte

ihre Hände, „ich finde das ganz in Ordnung, und wenn du mich ein wenig lieb hast, Klara, so nimm deinen Klausner hin und laß mir meine süße braune Fee, die ich so unendlich lieb habe — willst du, Klara?“

„Ja,“ flüsterte sie leise. Es war ein ganz anderes Ja, als sie sonst zu sprechen pflegte. — —

„Nun muß ich dir beichten, Liebster,“ sagte Klara nach einer Weile. „Ach, ich habe dich so schändlich belogen, kannst du mir verzeihen? Ich bin gar nicht mehr Lehrerin. Seit dem Tage nicht mehr, an dem ich abreiste.“

„Ah,“ rief Franz, „der Brief!“

„Der Brief — hast du ihn gelesen?“ fragte Klara erschreckt.

„Wo denkst du hin!“ beruhigte er sie.

„Ach, es war so häßlich, so bodenlos häßlich,“ seufzte sie errötend, „ich mag es dir nicht sagen, was mir diese Frau schrieb — von dir und mir!“

„Laß es gut sein, Lieb,“ sagte Franz zärtlich. „Uebermorgen geb' ich unsere Antwort auf ihren Brief in Druck, drei süße Zeilen! Bitte, sei nicht böse wegen der Frage — war das deine frühere Prinzipalin, die uns vorhin auf dem Markte begegnete? — So? Na, der trau' ich beinahe jeden Brief zu. Was mußt du ausgestanden haben unter ihr —“

„O nein, Franz! Sie ist nur eigen und streng und weil sie uns öfters zusammen gesehen hatte —“

„Aber warum verschwiegst du mir denn das alles, du Böse?“

„Ach,“ flüsterte sie errötend, „ich dachte, dann hättest du mir gleich deine Hand geboten.“

„Ei, sieh mal. Und wäre dir das so peinlich gewesen?“

„Ja, Franz — aus einem solchen Grunde! Nun darf ich dir aber auch das andere beichten, Liebster: ich bin reich! Meine Tante hat mir alles hinterlassen. Ach, ich hätte es dir so gern anvertraut. Aber siehst du, ich dachte — —“ Sie verstummte ein Weilchen und flüsterte dann an seiner Brust: „Ich dachte, du würdest es unzart finden. Ach du, ich bin wohl schrecklich dumm?“

„Jedenfalls denkst du schrecklich viel,“ meinte der glückliche Franz lächelnd und küßte seine Liebste. „Denkst du auch noch

daran, was du alles vom Adventsengel dachtest? Was der wohl sagen mag, wenn er jetzt durchs Dach schaut?"

„Süße Braut! Cara Clara!“ krächzte es da plötzlich. Jakob und Pintsch hatten sich hinter ihrem Herrn hergemacht. Der Hund spielte zärtlich mit dem Kater Mones, in verständnisvoller Anlehnung an das Vorbild ihrer Herrschaften, Jakob aber saß in erhabener Einsamkeit auf Klaras Arbeitstischchen und trug seine neueste Weisheit vor: „Klara, süße Braut!“

„Dein erster Gratulant, Klara!“

„Woher er das nur wieder hat?“ fragte sie schelmisch lächelnd.

„Ach, so ein Klausnerrabe schnappt allerlei vor der Zeit auf!“

„Ja, du,“ fragte sie, „was wird nun aber aus der ‚Chronik des Klausners‘?“

„Die wollen wir gleich fertig machen,“ rief Franz. „Komm!“ Und nun schritten sie in zärtlicher Umschlingung hinüber in sein Zimmer. Da holte Franz das Buch aus dem Schreibtisch, Klara reichte ihm die Feder, und unter die Ueberschrift „Die Chronik des Klausners“ schrieb er: „blieb ungeschrieben, weil der Klausner noch rechtzeitig eine Klausnerin fand.“





## Inhalt.

---

	Seite
Stropp der Hund . . . . .	7
Wie Stropp der Hund wieder freikam . . . . .	37
Mäuschen . . . . .	51
Der erste Patient . . . . .	83
Des Glückes eingedenk . . . . .	97
Maien . . . . .	115
Nur ein Baum . . . . .	135
Die Chronik des Klausners . . . . .	143

---

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.  
Stuttgart.

**Gedichte.** ❀❀ **Von Ernst Lenbach.**  
(Ernst Muellenbach.)

Preis elegant gebunden 3 Mark.

Geiteres, sinniges Wesen, Freude an Jugendlust und an häuslichem Glück kommen in diesen Gedichten in sprachlich vollendeter ansprechender Form zum Ausdruck. Durch seine reizenden Humoresken hat sich Ernst Lenbach bereits in weiten Kreisen einen Namen gemacht.



**Abseits.** ❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀  
**Erzählungen von Ernst Lenbach.**  
(Ernst Muellenbach.)

Inhalt: Weltfern. — Lucas Heylandt. — Gegenwart. — Der edle Ferdinand. — Doktor Fläschlein. — Berthold aus dem Turm. — Die Tragödie des Romulus. — Andante fiero. — Der Glücksmops.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Eine einheitliche Grundstimmung, ein gemeinsamer Zug macht sich in diesem Sammelband geltend; die in demselben vereinigten Erzählungen haben sämtlich in gewissem Sinne einen kulturgeschichtlichen Hintergrund, nicht etwa als große Historien Gemälde, sondern als abwechselnd heitere und ernste Genrebilder, als Erlebnisse je eines oder weniger Menschen abseits der großen Welt.



**Vom heißen Stein.** ❀❀❀❀  
**Roman von Ernst Muellenbach.**  
(Ernst Lenbach.)

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Der Roman versetzt uns in den Anfang des 17. Jahrhunderts, in die beginnenden Schrecknisse des großen Krieges. Rein und sonnig, herzugewinnend heben sich auf dem Schauplatz der Erzählung, drunten am Niederrhein, die Lieblingsgestalten des Dichters und bald auch des Lesers von dem düsteren Hintergrunde. Ein Zeitbild von buntester Mannigfaltigkeit, alles zum Greifen lebendig, zieht an uns vorüber.



Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

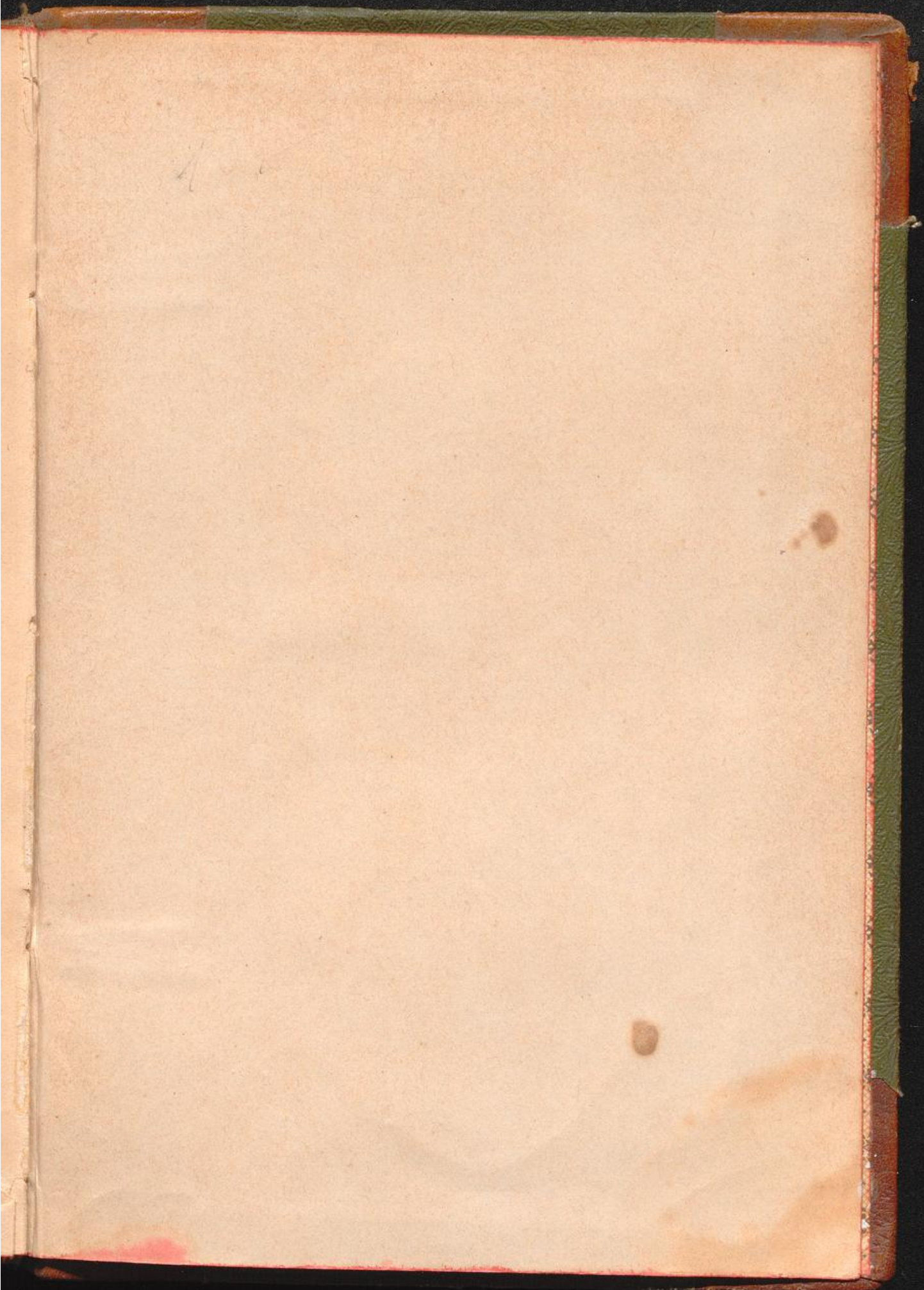
Jeder Band geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.



- E. Marlitt, Die Frau mit den Karfunkelsteinen.** Roman. 3. Auflage.  
— " — **Die zweite Frau.** Roman. 11. Auflage.  
— " — **Das Geheimnis der alten Mamsell.** Roman. 14. Auflage.  
— " — **Goldelse.** Roman. 25. Auflage.  
— " — **Das Heideprinzesschen.** Roman. 9. Auflage.  
— " — **Im Hause des Kommerzienrates.** Roman. 5. Auflage.  
— " — **Reichsgräfin Gisela.** Roman. 9. Auflage.  
— " — **Im Schillingshof.** Roman. 3. Auflage.  
— " — **Thüringer Erzählungen.** 6. Auflage.  
— " — **Das Eulenhaus.** Roman. 3. Auflage.
- W. Heimbürg, Trotzige Herzen.** Roman. 3. Auflage.  
— " — **Aus dem Leben meiner alten Freundin.** 9. Auflage.  
— " — **Lumpenmüllers Lieschen.** Roman. 4. Auflage.  
— " — **Kloster Wendhusen.** Roman. 5. Auflage.  
— " — **Dazumal.** 4 Novellen. 2. Auflage.  
— " — **Ein armes Mädchen.** Roman. 3. Auflage.  
— " — **Trudchens Heirat.** Roman. 2. Auflage.  
— " — **Die Andere.** Roman. 2. Auflage.  
— " — **Herzenskrisen.** Roman. 2. Auflage.  
— " — **Unter der Linde.** 7 Novellen. 2. Auflage.  
— " — **Lore von Tollen.** Roman. 2. Auflage.  
— " — **Eine unbedeutende Frau.** Roman.  
— " — **Mamsell Unnütz.** Roman. 2. Auflage.  
— " — **Sabinens freier. Aufschwankem Boden.** 2 Novellen. 2. Auflage.  
— " — **Am fremde Schuld.** Roman. 2. Auflage.  
— " — **Haus Beetzen.** Roman. 2. Auflage.  
— " — **Antons Erben.** Roman. 3. Auflage.  
— " — **Im Wasserwinkel.** Roman.
- E. Werner, Am Altar.** Roman. 6. Auflage.  
— " — **Die Blume des Glückes.** Erzählung. 2. Auflage.  
— " — **Gesprengte Fesseln.** Roman. 4. Auflage.  
— " — **Frühlingsboten.** Roman. 3. Auflage.  
— " — **Gartenlaubenblüten.** 2 Novellen. 3. Auflage.  
— " — **Gebannt und erlöst.** Roman. 2. Auflage.  
— " — **Ein Held der Feder.** Roman. 3. Auflage.  
— " — **Glück auf!** Roman. 5. Auflage.  
— " — **Am hohen Preis.** Roman. 2. Auflage.  
— " — **Sankt Michael.** Roman. 2. Auflage.  
— " — **Vineta.** Roman. 5. Auflage.  
— " — **Heimathklang. Der Lebensquell.** 2 Erzählungen. 2. Auflage.  
— " — **Die Alpenfee.** Roman. 2. Auflage.  
— " — **Flammenzeichen.** Roman. 2. Auflage.  
— " — **Gewagt und gewonnen.** 6 Erzählungen und Novellen.  
— " — **Freie Bahn!** Roman. 2. Auflage.  
— " — **Fata Morgana.** Roman. 2. Auflage.  
— " — **Der Egoist. Der höhere Standpunkt.** 2 Novellen. 2. Auflage.  
— " — **Hexengold.** Roman. 2. Auflage.



↳ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ↳





PAD: 03SZ888

<14+>0413NVC618600



GHP: 03 SZ888

P  
03

Wien, Ellenbach

Das Buch  
Sonnenfest

Heyse,  
Tantalus

Stras,  
Samum



SZ  
888